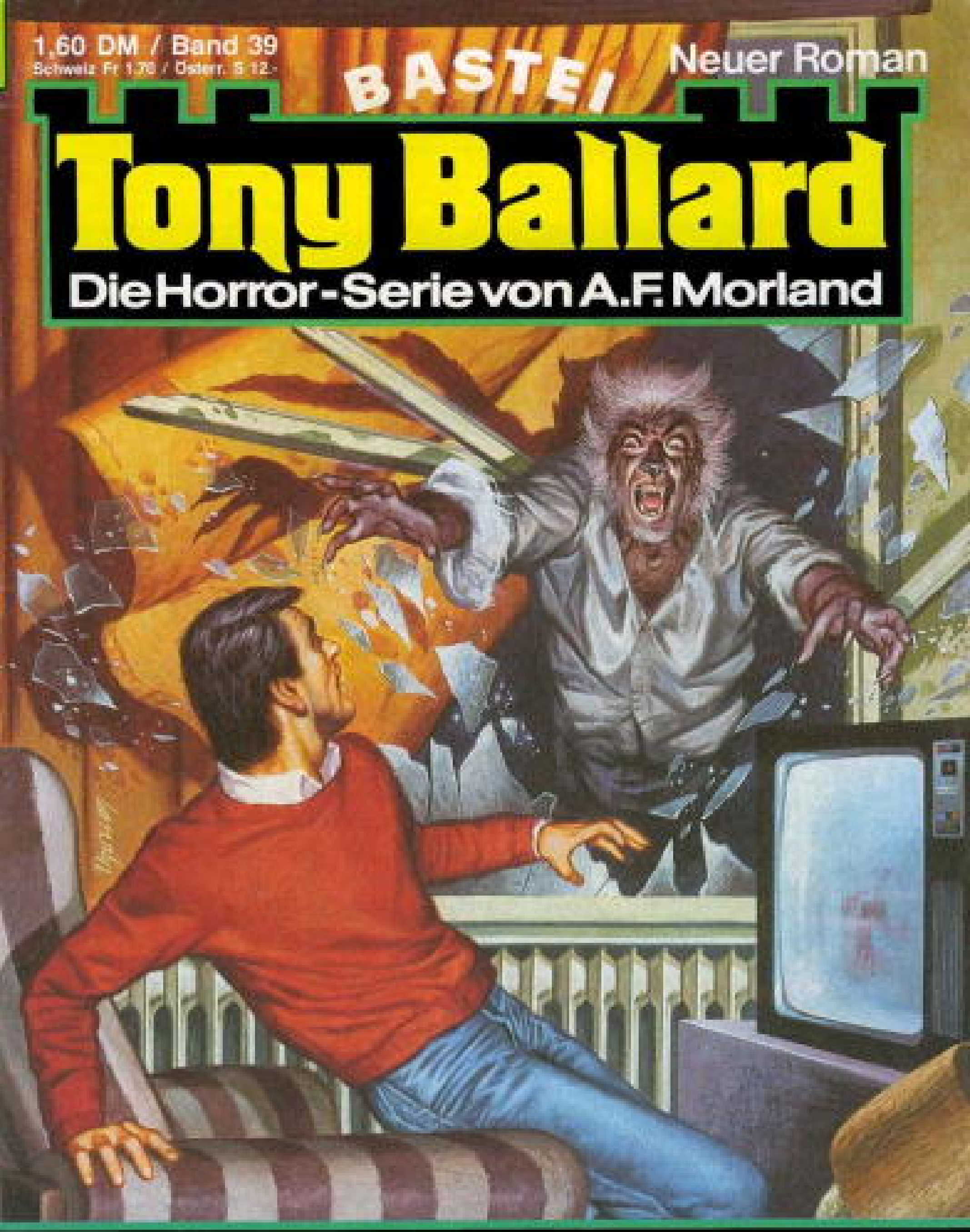


1,60 DM / Band 39
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-
BASTEI
Neuer Roman
Tony Ballard
Die Horror-Serie von A.F. Morland

Wolfsnacht



Wolfsnacht

Tony Ballard Nr. 39

von A.F.Morland

erschienen am 16.03.1984

Wolfsnacht

Der Mann wußte, daß er um sein Leben rannte. Der Schweiß rann über sein erhitztes, in panischem Schrecken verzerrtes Gesicht. Atemlos hetzte er durch den nächtlichen Park. Nur nicht stolpern, nur nicht ausrutschen auf dem nebelfeuchten Rasen, nur nicht stürzen… hämmerte es in seinem Kopf.

Hellgraue Hauchfahnen wehten aus seinem Mund. Die Augen waren von namenloser, nackter Angst geweitet. Leif Stanwyck war sein Name, und er wurde gejagt. Gejagt von einer blutrünstigen Bestie. Denn es war WOLFSNACHT!

Stanwycks Herz klopfte wie eine Dampframme gegen die Rippen. Er warf einen hastigen Blick über die Schulter. Zwischen Bäumen und Büschen tanzten unheimliche Nebelgestalten einen wilden Höllenreigen, sobald der Wind sie vom Boden hob und kraftvoll durcheinanderwirbelte.

Der Fliehende suchte das Ungeheuer, das ihn in seinem Haus anfallen wollte.

In seinem Haus! Man stelle sich das einmal vor!

Er hatte Überstunden gemacht und war deshalb erst spät nach Hause gekommen. Die Arbeit – Stanwyck war Technischer Zeichner – hatte ihn nicht körperlich, aber geistig geschlaucht, deshalb machte er mit dem Abendessen auch nicht viel Geschichten. Ham and eggs.

Das füllt den Magen und schmeckt nicht schlecht.

Vielleicht hatte sich Stanwyck diese Speise in letzter Zeit ein wenig zu oft zubereitet, deshalb empfand er das Essen als eine lästige Sättigungsprozedur, und er nahm sich vor, beim nächstenmal auf Fish and Chips an irgendeinem Kiosk auszuweichen.

Nach dem Essen schaltete er das Fernsehgerät ein, und in diesem Moment nahm er es zum ersten Mal wahr, dieses dumpfe, tierhafte Knurren. Aber er dachte sich noch nichts dabei, denn über den Bildschirm flimmerte ein Film, und das Knurren konnte aus dem TV-Lautsprecher gekommen sein.

Er trug das Geschirr in die Küche, verfolgte die Handlung des Streifens mit einem Auge, um sich nachher, wenn er sich vor dem Fernseher niederließ, auszukennen, und reinigte Geschirr und Besteck. Dann kehrte er in den Livingroom zurück. Der Film beinhaltete eine rührselige Herz-Schmerz-Story, die nicht auszuhalten gewesen wäre, wenn dem Regisseur nicht so ausgezeichnete Schauspieler zur Verfügung gestanden hätten.

Selbst die Nebenrollen waren mit erstklassigen Leuten besetzt.

Und so vermochte die seichte Geschichte Leif Stanwyck doch zu interessieren.

Als er sich einen Drink holte, vernahm er dieses unheimliche Knurren, das eindeutig nicht zum Film paßte, zum zweiten Mal. Er stutzte kurz, kehrte dann aber wieder zu seinem Sessel zurück.

Doch vermochte er dem Geschehen auf dem Bildschirm kaum noch zu folgen.

Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß jemand ums Haus schlich. Erst kürzlich hatten zwei Halbwüchsige bei seinem Nachbarn einzubrechen versucht.

Der Mann hatte sie mit einer Pistole in der Hand – die er eigentlich nicht hätte besitzen dürfen – verjagt und tags darauf sämtliche Türen und Fenster seines Hauses vergittern lassen.

Versuchten es diese unverschämten Kerle nun bei ihm?

Aber dieses Knurren!

Es ließ eher auf ein Tier schließen, auf einen großen Hund…

Was es auch immer war, Leif Stanwyck glaubte sich zu helfen zu wissen. Wozu gibt es die Polizei? fragte er sich. Die soll mal etwas für ihr Geld leisten. Sie ist schließlich nicht nur dazu da, um brave Bürger mit Strafzetteln zu peinigen.

Dieses Tappen und Schleichen rings um sein Haus war für Stanwyck Grund genug, sich an die Polizei zu wenden. Das Telefon stand in

Reichweite. Stanwyck brauchte nicht aufzustehen.

Er leerte noch schnell sein Glas, stellte mittels Fernbedienung das TV-Gerät leise und griff dann nach dem Hörer. Überrascht stellte er fest, daß die Leitung tot war, und den Bruchteil einer Sekunde später lernte er denjenigen kennen, der dafür verantwortlich zeichnete.

Sein Auftritt war von einem Klirren und Scheppern begleitet. Ein Splitterregen flog in den Raum, als eine Pranke die Thermoglasscheibe der Terrassentür zertrümmerte.

Und dann sah Leif Stanwyck das Monstrum.

Er glaubte, das Herz müsse ihm stehenbleiben und das Blut in seinen Adern gefrieren. Durch die eingeschlagene Tür sprang eine grauenerregende Gestalt.

Ein Mensch…

Nein, ein Tier…

Auch nicht. Es war ein Mittelding, halb Mensch, halb Tier – halb Mann, halb Wolf! Aber war für ein Wolf! Der Teufel mußte ihn geschaffen haben. Er hatte ein dichtes, struppiges graues Fell, mordlüstern funkelnde Lichter, eine riesige Schnauze mit furchterregenden Fangzähnen. Geifer glänzte auf den hochgezogenen Lefzen, und die Pranken des Scheusals waren gewaltig und trugen mörderische Krallen.

Stanwyck schnellte hoch. »O mein Gott!«

In seinem Gehirn hakte etwas aus. Er dachte nicht mehr, handelte nur noch im reinen Instinkt. Wie von der Natter gebissen kreiselte er herum und stürmte davon. Aus dem Wohnzimmer, durch die Diele, aus dem Haus. Die Tür ließ er offen. Es fiel ihm nicht ein, sie hinter sich zuzuwerfen. Es gab nichts mehr, woran er dachte.

Er lief, ohne zu wissen, wohin. Wie eine Maschine rannte er, schnell und regelmäßig. Durch Straßen und Gassen, hinein in einen finsteren Park, und hier erst kam er wieder halbwegs zu sich.

Hier schaltete sich sein Denkapparat wieder ein. Er nahm seine Umgebung bewußt wahr und ihm war klar, daß er einen Wettlauf mit dem Tod austrug, denn wenn der Werwolf ihn einholte, war er verloren.

Ein Werwolf! Himmel, Stanwyck hätte es nicht für möglich gehalten, daß es solche Bestien wirklich gab. Es waren dankbare Figuren für Horror-Filme und -Bücher, auf die die Autoren immer wieder gern zurückgriffen, weil es so einfach war, mit Hilfe dieser Monster Gänsehaut zu erzeugen.

Aber Filme, Bücher… Das war nicht die Realität, das war Phantasie, manchmal besser und packend, manchmal schlechter, langweilend in Szene gesetzt, jedoch immer nur Phantasie.

Doch diesmal…

Wo bin ich überhaupt? fragte sich Leif Stanwyck gehetzt. Was ist das

für ein Park?

Neben dem Stamm einer alten Eiche bewegte sich etwas. Sofort schnürte sich Stanwycks Kehle zusammen. Dort ist er! schoß es ihm durch den Kopf. Der Wolf! Obwohl er spürte, daß seine Kräfte stark nachließen, lief er weiter, so schnell er konnte.

Er gab sein Letztes und flehte den Himmel an, ihm beizustehen.

Warum hatte sich der Wolf ausgerechnet ihn ausgesucht? Aus welchem Grund trachtete die Bestie gerade ihm nach dem Leben?

Mit langen Sätzen rannte Leif Stanwyck auf eine dunkle Buschwand zu. Er warf sich kraftvoll in das Blattwerk. Zweige kratzten ihn, peitschten ihm ins Gesicht.

Den Schmerz spürte er kaum. Er biß die Zähne zusammen und wühlte sich durch das Gewirr von nebelfeuchtem Laub. Hinter ihm hechelte das Ungeheuer. Der Werwolf hatte aufgeholt.

Als Stanwyck sich dieser erschreckenden Tatsache bewußt wurde, war er nahe daran, aufzugeben. Wozu noch fliehen, wozu sich noch verausgaben? Es hatte ja doch alles keinen Sinn mehr.

Er kriegt dich! schrie es in ihm. Du entkommst ihm nicht!

Sein Selbsterhaltungstrieb geißelte ihn weiter. Die Buschwand ließ ihn durch, gab ihn frei. Die Bestie schlug mit der Pranke nach ihm, riß Blätter und Zweige ab, verfehlte den Mann aber knapp.

Wütend knurrte der Wolf.

Das setzte in Leif Stanwyck die allerletzten Kraftreserven frei. Er schnellte an einem Maschendrahtzaun hoch und überkletterte ihn.

Der Wolf folgte ihm. Das Gitter wackelte so sehr, daß Stanwyck Mühe hatte, sich daran festzuhalten. Er sprang, federte sein Körpergewicht in die Hacke gehend ab, richtete sich gleich wieder auf und rannte auf eine Straße, die beiderseits mit Autos verparkt war.

In seiner Kehle brannte ein heißes Feuer, sämtliche Muskelfasern schienen zu glühen.

Ich kann nicht mehr! dachte er verzweifelt. Ich bin am Ende! Es ist aus!

Er wankte noch einige Schritte weiter, dann mußte er aufgeben.

Sein Kraftpotential war erschöpft. Mit Tränen der Angst in den Augen, drehte er sich um.

Der Werwolf starrte ihn gierig an. Stanwyck ergab sich in sein unvermeidbares Schicksal.

»Tu’s schnell«, flehte er. »Damit es rasch vorbei ist. Ich will nicht leiden!«

Da duckte sich das Ungeheuer und sprang ihn an…

***

Vladek Rodensky hatte telegrafiert. Seine Nachricht befand sich in meiner Tasche, und ich befand mich auf dem Weg zum Heathrow

Airport, der 22 Kilometer westlich vom Hyde Park Corner liegt.

Mein weißer Peugeot 504 TI rollte gemächlich über die Nationalstraße A 4, ich lutschte ein Lakritzenbonbon und hörte Radio. Man hätte mich für einen rundum zufriedenen Menschen halten können, doch das war ich nicht. Ich war davon sogar meilenweit entfernt.

Das Schicksal verwöhnte mich in letzter Zeit nicht gerade besonders. Erfolge waren rar geworden. Ich hatte das Gefühl, in einem Tief zu hängen, und es schien sehr schwierig zu sein, da wieder herauszukommen.

Zwei meiner besten Freunde hatte ich nun schon verloren. Das waren Schicksalsschläge, die verdammt weh taten.

Frank Esslin war zum Söldner der Hölle geworden, und wie es aussah, mußte ich ihn abschreiben. Ich sah keine Möglichkeit, ihn auf die Seite des Guten zurückzuholen.

Anfangs hatte er unter Rufus' Schutz gestanden. Zum Glück gab es den Dämon mit den vielen Gesichtern nicht mehr.

Aber nun hatte Yora, das Mädchen mit dem Seelendolch, die dämonische Totenpriesterin, die Patronanz über Frank übernommen.

Wo er sich im Augenblick herumtrieb, entzog sich meiner Kenntnis.

Viel stärker bewegte mich das Schicksal meines zweiten Freundes – weil diese Wunde noch ganz frisch war. Deshalb schmerzte sie besonders.

Der Parapsychologe Lance Selby, mein Freund und Nachbar, war in unserem immerwährenden Kampf gegen das Böse nun auch auf der Strecke geblieben. Er war einem gewissenlosen Schurken namens Professor Kuli in die Hände gefallen.

Kull… Mortimer Kull … Ein Teufel in Menschengestalt. Ein Genie. Aber auch ein Wahnsinniger. Ein Wissenschaftler, immens reich und von dem verrückten Wunsch beseelt, eines Tages die Welt zu beherrschen.

Überall hatte seine sehr gut getarnte Organisation des Schreckens ihre Stützpunkte. In London hatte es noch keinen gegeben, und diese Lücke wollte Kull schließen.

Er kam selbst nach England. Fast hatte es den Anschein, als wollte er den neuen Stützpunkt persönlich einweihen. Lance Selby fiel seinen Leuten in die Hände.

Eine raffinierte Falle war für den Parapsychologen aufgebaut worden, und dann bekam unser unglücklicher Freund Kulls synthetisches Blut in die Adern, während ihm sein eigener Lebenssaft abgepumpt wurde.

Nach diesem Blutaustausch war Lance nicht mehr unser Freund.

Das künstliche Blut machte ihn zum Kamikaze-Monster, zu einem grausamen, gefährlichen Wurmkiller, der von Professor Kull den Auftrag erhielt, den reichen Industriellen Tucker Peckinpah zu töten.

Und Lance machte sich auf den Weg, um diesen verbrecherischen Auftrag, der auch ihn das Leben kosten würde, auszuführen.

Kull wollte sich alles einverleiben, was Peckinpah gehörte. Das war der Grund, weshalb er den Industriellen durch einen Mann, dem dieser bedingungslos vertraute, aus dem Weg räumen lassen wollte.

Doch wir durchschauten zum Glück das durchtriebene Spiel des wahnsinnigen Wissenschaftlers und durchkreuzten seine Pläne. Ich schickte Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, als Leibwache zu Tucker Peckinpah, und als Lance Selby dort auftauchte, schaltete das Mädchen ihn aus. Roxane versetzte Lance in einen magischen Tiefschlaf, aus dem sie ihn jederzeit wieder wecken konnte. Der Parapsychologe – zur gefährlichen Zeitbombe geworden –, war nun gewissermaßen auf Eis gelegt.

Er konnte vorläufig keinen Schaden anrichten, lag in seinem Haus, von Oda, seiner Freundin und weißen Hexe, bewacht – und unsere Aufgabe mußte es sein, eine Möglichkeit zu finden, Lance Selby wieder zu dem zu machen, was er einmal war.

Mit Magie klappte es nicht. Mr. Silver und Roxane hatten sich an ihm ebenso versucht wie Oda. Sie hatten eine Menge Tricks ausgespielt, doch damit konnten sie dem Parapsychologen nicht helfen.

Es wäre wichtig gewesen, Professor Kull zu fassen, doch der hatte mit Lance Selbys Blut in einem Hubschrauber das Weite gesucht.

Zur Zeit wußte niemand, wohin sich Mortimer Kull abgesetzt hatte.

Ich hoffte sehr, bald wieder von ihm zu hören, denn dieser gewissenlose Superverbrecher stand von nun an ganz oben auf meiner persönlichen Wunschliste…

Der Flughafen kam in Sicht. Ich freute mich auf Vladek Rodensky, den sympathischen Brillenfabrikanten aus Wien. Er war gebürtiger Pole, hatte aber einen österreichischen Reisepaß.

Eine langjährige Freundschaft verband mich mit ihm.

So wie früher mit Frank Esslin und Lance Selby…

Mein Magen krampfte sich zusammen, als mir der Gedanke kam, ich könnte eines Tages auch Vladek verlieren.

Er kam nach London, um eine Firmenfusion einzuleiten, und natürlich nahm er die Gelegenheit wahr, meine Freunde und mich zu besuchen. Ich warf einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett.

Es war noch reichlich Zeit. Vladeks Maschine würde erst in zwanzig Minuten landen. Ich begab mich ins Flughafenrestaurant und kippte einen Pernod. Meine Gedanken beschäftigten sich mit Vladek.

Als er das letztemal in London war, kam er wegen eines Geschäftsfreundes, der mit einem Herzinfarkt im Krankenhaus lag.

Doch was war aus diesem harmlosen Besuch geworden?

Ein Kampf mit Vampiren… [1]

Ich hoffte, daß unser Zusammensein diesmal nicht von

irgendwelchen Höllenvasallen gestört werden würde.

Eine Hoffnung, die sich leider nicht erfüllen sollte…

***

Arlene Wood räkelte sich auf dem Beifahrersitz. Weit wölbte sich ihr üppiger Busen vor.

Mann, Mann, Mann, ist das ein Mädchen! dachte Walter Freeman und leckte sich aufgeregt die Lippen. Es überlief ihn heiß und kalt zugleich.

George ist ein verdammter Glückspilz! sagte er sich. Wie schafft er es bloß, immer die tollsten Weiber aufzureißen? Er sieht nicht besonders aus, hat eine riesige Hakennase, schiefe Zähne und zu große Ohren. Aber die Puppen fliegen auf ihn. Er muß sie irgendwie verhexen. Irgendwann mal frage ich ihn, wie er das macht…

Sie hatte langes, brünettes Haar und graugrüne, stark geschminkte Augen. Längere Beine hatte Walter Freeman noch bei keinem Mädchen gesehen; sie schienen bei Arlene kein Ende nehmen zu wollen, und jeder Zentimeter war sehenswert.

Sie trug ein rotes Stirnband, sah beinahe wie eine Indianerin aus, und ihre bloße Anwesenheit heizte Freeman gehörig ein.

Ob sie wohl was dagegen hätte, wenn ich… Verdammt, Walter, reiß dich zusammen und laß die Finger von ihr! Sie gehört George!

Aber gab es in weitem Umkreis ein Mädchen, das nicht George gehörte? Sollte er darauf wirklich Rücksicht nehmen? Nur weil George sein Freund war? Hätte George Rücksicht genommen, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre? Bestimmt nicht. George hätte es versucht.

Und ich werde es auch versuchen! dachte Freeman entschlossen.

Es ist eine freie Konkurrenz, an der jedermann teilnehmen kann.

George hatte heute wieder mal ein paar Gläser über den Durst getrunken. Anfangs wollte Arlene mithalten, doch dann erkannte sie schnell, daß das unmöglich war. Da sie nicht unter dem Kneipentisch landen wollte, warf sie rechtzeitig das Handtuch, und George zog mit etlichen weiteren Drinks davon, bis er so stockbesoffen war, daß er nicht einmal mehr seinen Namen wußte.

Da mit ihm nichts mehr anzufangen war, fragte Arlene Georges Freund, ob er die Güte hätte, sie nach Hause zu fahren, und er hatte sie.

»George ist ein Idiot«, sagte Walter Freeman.

»Du bist doch sein Freund?«

Freeman nickte. »Eben deshalb darf ich das ja sagen. Da ist er mit einem echten Klassemädchen beisammen und weiß nichts Besseres zu tun, als sich vollaufen zu lassen. Er säuft immer wie ein Loch, das ist sein größter Fehler. Alt wird der bestimmt nicht. Was denkst du, wie oft ich ihm das schon gesagt habe. Es nützt nichts. Wenn er nüchtern

ist und er einen Schädel wie eine Wassermelone hat, gibt er mir immer recht, doch ein paar Stunden später schüttet er schon wieder in sich rein, was geht.«

»Warum tut er das?« fragte Arlene. »Ist er unglücklich?«

»Frag mich nicht; ich kenne den Grund für seine Alkoholsucht nicht. Du solltest ihn sausenlassen. Er ist ein Mädchen wie dich nicht wert.«

Sie schaute Walter Freeman mit glänzenden Augen an. »Ist aber nicht nett, was du da tust, Walter.«

»Ich meine es gut mit dir.«

»Aber nicht gut mit George.«

»Sag bloß, du liebst ihn.«

»Ich mag ihn.«

»Könntest du dir vorstellen…« Er räusperte sich verlegen und fing noch einmal von vorn an: »Könntest du dir vorstellen, statt George … mich zu mögen?«

Die Frage trieb ihm Schweißperlen auf die Stirn. Er wagte Arlene jetzt nicht anzusehen, wartete gespannt auf ihre Antwort, und als sie

»vielleicht« sagte, machte sein Herz einen Freudensprung, denn wenn ein Mädchen vielleicht sagt, meint es ja!

Junge! jubelte Freeman im Geist.

Da könnte sich etwas anbahnen! Jetzt mußt du vorsichtig sein, jetzt darfst du nichts verkorksen. Du mußt dir jedes Wort, das du sagst, genau überlegen. Himmel, wenn du Arlene kriegst, dieses bildschöne Geschöpf, dieses einmalige, umwerfende Mädchen…

Seine Gedanken galoppierten auf und davon.

Er bog um die Ecke. Die Lichtkegel der Scheinwerfer schnitten in die Finsternis eines Parks und richteten sich gleich wieder auf die Straße – und plötzlich stieß Arlene einen so grellen Schrei aus, daß Walter Freeman erschrocken und blitzschnell auf die Bremse trat.

Er vergaß auszukuppeln und würgte dadurch den Motor ab. Arlene schrie immer noch. Sie kreischte so schrill wie eine Kreissäge. Es schmerzte in Freemans Ohren.

Und was er sah, schmerzte in seinen Augen!

Auf der Straße lag ein Mensch, schwer verletzt, vielleicht schon tot. Über ihm befand sich ein Wesen, dessen Aussehen an Grauenhaftigkeit nicht zu überbieten war.

Irritiert schnellte das Monster jetzt hoch.

»Ein Wolf!« schrie Walter Freeman außer sich. »Ein Werwolf!«

Blut klebte am Fell des Scheusals. Dunkelrote Tropfen fielen aus seinem Maul auf die Straße.

»O Gott!« stöhnte Freeman. »Ich glaube, ich habe den Verstand verloren! Das kann nicht sein, das kann doch – verdammt noch mal – nicht sein!«

»Doch!« kiekste Arlene Wood.

»Doch, Walter, ich sehe diese Bestie auch!«

Freeman knallte den Rückwärtsgang ins Getriebe und gab Gas.

Das heißt, er wollte Gas geben. Es geschah nichts weiter, als daß er das Pedal bis zum Anschlag durchdrückte. In seiner Panik fiel ihm nicht auf, daß der Motor nicht lief. Er pumpte wild, ohne zu begreifen, daß er damit alles nur noch schlimmer machte, denn nun soff der Motor ab und würde für längere Zeit nicht zu starten sein.

Der Werwolf starrte zu ihnen herüber.

»Wenn er kommt, Walter… Was tun wir dann?« stieß das verstörte Mädchen heiser hervor.

»Türen verriegeln!« keuchte Freeman. »Schnell, Arlene. Drück die Knöpfe runter!… Ein Werwolf – ich werd' verrückt!«

Seine Hände waren schweißfeucht. Gebannt glotzte er das Untier an. Der Werwolf war unschlüssig, schien zu überlegen, ob er auch das Mädchen und den jungen Mann angreifen sollte.

Ein verriegelter Wagen konnte ihn nicht abhalten. Er hatte genug Kraft, die Scheiben einzuschlagen. Dann konnte er die beiden packen, herausreißen und töten!

Töten! Töten! TÖTEN!

Das Monster setzte sich in Bewegung…

»Walter!« schrie Arlene Wood totenblaß und sank auf dem Beifahrersitz zusammen. Sie zitterte wie Espenlaub, konnte das Scheusal nicht mehr ansehen, starrte in den Fußraum des Fahrzeugs und schluchzte laut. »Er kommt! Wir sind verloren, Walter! Er wird uns töten wie diesen Mann!«

Freeman bebte vor Angst. Dieses weinende, schluchzende, jammernde Mädchen neben ihm… Gott, was war sie doch für eine schreckliche Nervensäge! Seine Hand zuckte zum Startschlüssel. Er unternahm einen neuerlichen Versuch, den Motor in Gang zu bringen, doch es war immer noch zuviel »Saft« an den Zündkerzen. Der Anlasser mahlte zwar, aber die Maschine sprang nicht an.

Und der Wolf, dieses blutbesudelte, gefährliche Ungeheuer, kam immer näher.

»Walter!« weinte Arlene verzweifelt. »Ich halte das nicht mehr aus! Tu doch etwas, tu doch irgend etwas!«

»Verdammt noch mal, was denn?« brüllte er das Mädchen an. Er wollte es nicht, es tat ihm auch leid, aber er war genauso verzweifelt wie sie.

Der Wolf erreichte den Wagen. Er hob die mächtigen Pranken.

Walter Freeman sah sich schon zerfleischt… Arlenes Hand schnellte zum Türgriff.

»Nicht!« schrie Freeman.

»Ich muß raus! Ich muß raus!«

»Bist du wahnsinnig? Bleib hier!«

Sie riß und rüttelte an der Tür. Daß sie die Verriegelung heruntergedrückt hatte, hatte sie schon wieder vergessen.

»Raus! Ich muß raus!« kreischte das Mädchen immer lauter.

Der Werwolf hieb mit der Pranke auf die Motorhaube. Wumm!

Das ganze Fahrzeug schaukelte. Freeman sah eine tiefe Delle. Diese Kraft, diese enorme Kraft! schoß es ihm durch den Kopf.

Jetzt zog das Monster seine Krallen über das Blech. Das Geräusch, das der Werwolf damit verursachte, ging den Wageninsassen durch Mark und Bein. Todesangst würgte Freeman mit eiskalten Händen.

Sie brauchten Hilfe! Aber wie sollten sie sie herbeirufen? Wenn sie das Fenster öffneten, waren sie geliefert.

Hupen! durchfuhr es Walter Freeman.

Das war die Lösung, vielleicht sogar die Rettung. Seine Linke zuckte zur Hupe. Er ließ sie losplärren, nahm die Hand nicht mehr weg. Knurrend sprang das Ungeheuer zurück.

Irgendwo öffnete sich ein Fenster, noch eines, noch eines… Menschen! Flüche! Rufe! Der Werwolf ließ von dem Fahrzeug und seinen Insassen ab, wirbelte herum, rannte in den Park hinein und löste sich Augenblicke später in der Schwärze der Nacht buchstäblich auf.

»Gerettet!« schrie Walter Freeman und umarmte glücklich das zitternde und schluchzende Mädchen. »Mein Gott, Arlene, wir sind gerettet!«

***

35 Jahre alt, eisblaue Augen, dichtes, seidig glänzendes braunes Haar, kräftiges Gebiß, Brillenträger – das war Vladek Rodensky.

»Tony!« rief er schon von weitem. »Tony!« Er lachte, passierte mit einem Koffer und einer Reisetasche den Zoll und trabte auf mich zu.

Knapp vor mir ließ er sein Gepäck fallen und umarmte mich herzlich.

»Willkommen in England«, sagte ich.

»Ich freue mich riesig, dich wiederzusehen.«

»Ich mich auch, Vladek. Wie war der Flug?«

»Neben mir saß ein süßes Wiener Mädel – es war alles an ihr dran, sag' ich dir.«

»Hoffentlich ist es das noch«, sagte ich schmunzelnd.

»Na hör mal, wofür hältst du mich? Ich bin ein Gentleman und kein Lustmolch.«

»Ach, nicht mehr?« hänselte ich ihn. »Ja, ja, man wird alt, alles läßt ein bißchen nach, wie?«

»Bei dir vielleicht, bei mir noch lange nicht«, sagte Vladek Rodensky und boxte mich freundschaftlich gegen die Rippen. »Der Flug war sehr kurzweilig. Ich unterhielt mich mit der Kleinen ausgezeichnet.«

»Hast du ihr auch erzählt, daß du einen verdammt gutaussehenden

Freund namens Tony Ballard hast?«

»Nein, daran dachte ich nicht… He, Moment mal, was soll denn das? Ich werde dich gleich bei deiner Freundin verpetzen.«

»Das sähe dir ähnlich«, sagte ich und griff mir seinen Koffer, der so schwer war, daß ich mir die Frage nicht verkneifen konnte: »Sag mal, hast du ein paar Wiener Pflastersteine mitgebracht?«

»Geschäftsunterlagen. Papier ist schwer, mein Lieber.«

»Was macht Wien?« erkundigte ich mich, während wir das Flughafengebäude verließen. »Stehen der Stephansdom und das Riesenrad noch?«

»Es ist alles beim alten. Du solltest mich mal wieder besuchen.«

»Mach' ich gern, sowie ich ein bißchen Zeit habe.«

»Vergiß aber nicht, Vicky mitzubringen.«

»Wie wär's, wenn ich gleich mit allen meinen Freunden anrücken würde?«

»Ihr wärt mir alle herzlich willkommen. Mr. Silver, Roxane, Vicky Bonney, Tucker Peckinpah, Oda, Lance Selby…«

Er sah, wie mir das Gesicht einfror. Wir stellten sein Gepäck in den Kofferraum meines Wagens.

»Irgend etwas ist passiert, Tony, stimmt's?« fragte Vladek Rodensky.

»Stimmt«, gab ich zurück und schwang mich hinter das Steuer meines Peugeot.

»Was? Erzähle!«

Ich startete den Motor und fuhr los. Während wir Richtung Paddington unterwegs waren, erzählte ich ihm von der Sache, und als er von Lance Selbys bitterem Schicksal hörte, drückte das schwer auf seine Stimmung.

Es war klar, daß er in meinem Haus wohnen würde, und Vladek meinte, daß er gleich Lance besuchen würde, sobald wir in der Chichester Road eintrafen.

»Kull wird sich nicht so einfach geschlagen geben«, meinte Vladek nachdenklich. »Er wird Tucker Peckinpah auf eine andere Weise umbringen wollen.«

»Das ist zu befürchten. Deshalb zerbreche ich mir schon tagelang den Kopf darüber, wie wir den Industriellen am sichersten vor allen Gefahren abschirmen können. Zur Zeit kümmert sich noch Roxane um ihn, aber das ist keine Dauerlösung, denn Roxane möchte Mr. Silver helfen, Cuca wiederzufinden.«

Vladek Rodensky schüttelte den Kopf. »Er hat einen Sohn. Silver hat einen Sohn, wer hätte das gedacht.«

»Nicht einmal er selbst«, sagte ich. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel ihm daran liegt, diesen Sohn zu finden. Wir nehmen an, daß Cuca den Aufenthaltsort von Silver II kennt.«

»Heißt er wirklich Silver II?«

»Vorläufig ja. Seinen richtigen Namen kennen wir noch nicht.«

»Ich wünschte, ich könnte etwas dazu beitragen, daß Silver seinen Sohn findet«, sagte der Brillenfabrikant.

Ich hob die Schultern. »Wer weiß, vielleicht kriegst du noch mal die Gelegenheit dazu.«

***

1956

Es kriselte…

Kriselte in England, in Frankreich, in Ägypten. Abd el Nasser hatte die Suez-Kanal-Gesellschaft enteignet, und es war zu einer bewaffneten Intervention in Ägypten gekommen. Unter dem Druck der UNO und der öffentlichen Meinung mußten sich die Truppen jedoch zurückziehen und die Kanalzone räumen…

Es kriselte aber auch in London – nicht nur wegen dieser großpolitischen Ereignisse.

Sondern wegen grauenvoller Morde.

Ein schreckliches Monster trieb in der Stadt an der Themse sein Unwesen. Die Menschen kamen nicht zur Ruhe. Immer neue Morde wurden gemeldet. Man wagte sich nachts nicht mehr auf die Straße, doch man war auch in seinem Heim nicht sicher.

Die Bestie holte sich ihre Opfer auch in Häusern und Wohnungen.

London stöhnte in einem Würgegriff aus Angst und Schrecken.

Ein Werwolf tötete mit erschreckender Grausamkeit. Überall war er schon aufgetaucht. In Soho, in Paddington, in Westminster, in Mayfair…

Die Behörden unternahmen alles, um die mordlüsterne Bestie unschädlich zu machen; man stellte dem Ungeheuer unzählige Fallen, doch in keine tappte der Wolf. Er war schlau und vorsichtig. Was immer man gegen den Werwolf unternahm, es fruchtete nichts.

Nachts war er ein gefährlicher Wolf, am Tage ein Mensch, dessen entsetzliches Geheimnis niemand kannte.

Tage-, wochen-, monatelang jagte man das Untier, vermochte es jedoch nicht zur Strecke zu bringen. Immer wieder holte sich die Bestie ein Opfer, während die Polizei im dunkeln tappte und sich nur darauf beschränken konnte, die Schreckenstaten, die auf das Konto des Werwolfs gingen, zu registrieren.

Der Mann, der die erfolglose Jagd leitete, war Inspektor Sam Taylor von Scotland Yard, dreiundvierzig Jahre alt, untersetzt, aber zäh, kräftig und von dem Wunsch beseelt, dem blutigen Treiben ein Ende zu bereiten.

Man hatte ihn aller anderen Aufgaben enthoben, damit er sich nur auf diese lange, nervenzermürbende Jagd konzentrieren konnte. Er, der Junggeselle, der keine Familie hatte, auf die er Rücksicht nehmen

mußte, wäre sogar bereit gewesen, sein Leben zu opfern, wenn es ihm damit gelungen wäre, den Wolf unschädlich zu machen.

Taylor rackerte unermüdlich. Er ging den kleinsten Hinweisen nach, verhörte die Angehörigen der Opfer, lud Augenzeugen vor, sah sich immer wieder an den Tatorten um und wollte sich nicht damit abfinden, daß es schier aussichtslos war, den »behaarten Teufel«, wie er den Wolf nannte, zu erwischen.

»Sie werden sehen, Sergeant«, sagte er grimmig zu seinem Assistenten John Dahl. »Eines Tages kriegen wir das Monster. Ich weiß es. Ich fühle es. Irgendwann mal macht dieser behaarte Teufel einen Fehler. Dann kennen wir seinen Namen, und dann schnappen wir ihn uns.«

»Das wäre der schönste Tag in meinem Leben, Inspektor«, sagte der bullige Sergeant Dahl.

Zwei Wochen später schlug ein Nachtwächter Alarm. Er habe auf der Großbaustelle in Bloomsburry ein riesiges Monster gesehen, berichtete er. Einen aufrecht gehenden Wolf!

Einen Werwolf!

Der Nachtwächter – Brad Norderey war sein Name – schrie es mit schriller Stimme ins Telefon. Inspektor Taylor sprach selbst mit ihm.

»Befinden Sie sich noch auf der Baustelle, Mr. Norderey?« fragte Sam Taylor aufgeregt.

»Ja, und die Bestie schleicht hier irgendwo herum. Inspektor, Sie müssen schnell kommen, sonst…«

»Können Sie sich einschließen, Mr. Norderey?«

»Das habe ich bereits getan, und einen schweren Schreibtisch habe ich obendrein vor die Barackentür geschoben, aber das Scheusal kann durch das Fenster kommen…«

»Löschen Sie das Licht!«

»Schon lange geschehen, Inspektor.«

»Verhalten Sie sich vollkommen ruhig. Das Monster muß denken, die Baracke wäre leer.«

»Er kann mich sicherlich riechen, der Wolf. Machen Sie sich auf den Weg, Inspektor Taylor. Jede Sekunde ist kostbar. Sie sind meine einzige Hoffnung!« Die Stimme des Nachtwächters wurde lauter, überschlug sich. »Heilige Muttergottes!«

»Mr. Norderey! Mr. Norderey!« schrie Sam Taylor in heller Panik.

»Am Fenster… Sein riesiger Schädel … Die Pranke … Er schlägt zu…«

Der Inspektor hörte das Klirren von Glas, ein markerschütterndes Knurren, das Poltern, als der Hörer zu Boden fiel.

»Neiiin!« brüllte Brad Norderey. »Aaaarghhh…«

Taylor stürzte aus seinem Büro. Er schrie nach Sergeant Dahl. Wenig später rasten sie mit dem Dienstwagen nach Bloomsburry, und Sam

Taylor dirigierte über Funk alle Einsatzfahrzeuge zu jener Großbaustelle, die hermetisch abgeriegelt werden sollte.

»Für den Nachtwächter sehe ich schwarz, Sir«, sagte John Dahl.

»Tun Sie mir den Gefallen und behalten Sie Bemerkungen dieser Art für sich!« herrschte Sam Taylor ihn an. »Und fahren Sie schneller! Schneller, verdammt noch mal, nicht so lahm! Herrgott noch mal, bummeln Sie doch nicht so. Das Leben eines Menschen steht auf dem Spiel!«

John Dahl fuhr schneller, eigentlich schon zu schnell. Er konnte nur hoffen, daß ihnen auf dem Weg nach Bloomsburry kein Fahrzeug in die Quere kam, denn rechtzeitig stoppen hätte er wohl kaum können.

Taylor hatte für sich und den Sergeant privat Silberkugeln gekauft und diese auch weihen lassen, bevor er damit seine Dienstwaffe lud.

Er wußte, daß geweihtes Silber für einen Werwolf tödlich war, und er hätte nicht gezögert, die Bestie damit vollzupumpen, wenn er sie vor die Kanone gekriegt hätte.

»So eine Chance kommt vielleicht nie wieder!« sagte Sam Taylor zu sich selbst. »Wir müssen sie nützen! Das Ungeheuer darf nicht entkommen!«

Sie erreichten die Baustelle. Taylor sprang aus dem Wagen. Ein uniformierter Beamter salutierte. »Sir.«

»Was ist mit dem Nachtwächter?« fragte Sam Taylor gehetzt.

Der Uniformierte schüttelte den Kopf. »Wir konnten nichts mehr für ihn tun.«

»Und der Werwolf?«

»Er muß noch auf der Baustelle sein.«

»Ist die Polizeikette dicht?«

»Ja, Sir.«

Taylor eilte zur Baracke. Das Monster hatte darin schrecklich gewütet. Soeben wollten zwei Männer die Leiche auf einer Bahre forttragen.

»Augenblick«, sagte Taylor und hob die Decke hoch, die auf dem Toten lag. »O mein Gott…«

Der Sergeant, der hinter ihm stand, spürte ein peinigendes Würgen im Hals. Er wandte sich keuchend ab. »Ich bin einiges gewöhnt, aber das… Nein …«

Hinter dem nackten grauen Rohbau fielen plötzlich Schüsse.

»Kommen Sie, Sergeant!« rief Sam Taylor, riß seine Pistole heraus und stürmte los. Der bullige Sergeant folgte ihm. So nahe waren sie an den Werwolf noch nie herangekommen. Diesmal konnte es klappen. Aber sie mußten vorsichtig sein, durften nicht zuviel riskieren.

Gleich schießen! sagte sich John Dahl. Sobald er sich zeigt, sofort losballern! Ohne zu zielen! Eine Kugel wird ihn schon treffen!

»Heute nacht geht er drauf, Sergeant!« preßte Sam Taylor zwischen

den Zähnen hervor. »Heute befreien wir London von dieser schrecklichen Plage! Heute machen wir diesen behaarten Teufel fertig!«

Sie rannten am Rohbau vorbei, erreichten einen Zementsilo, hörten das Knallen von Pistolen und sahen die Mündungsfeuer.

»Dort läuft er!« schrie John Dahl und wies aufgeregt auf eine schemenhafte Gestalt, die durch die Finsternis wischte. Keiner der Polizisten hatte den Mut, der Bestie zu folgen, und das war gut so, denn mit gewöhnlichen Kugeln konnte man dem Monster nichts anhaben.

Sam Taylor schärfte das allen Kollegen ein.

Die Baustelle umstellen – ja. Aber nicht den Werwolf angreifen!

»Los, Sergeant! Hinterher!« zischte der Inspektor.

Das Ungeheuer verschwand unter einer Betontreppe. Dahl und Taylor trennten sich. Sie wollten die Bestie in die Zange nehmen.

Taylor erreichte die Treppe und feuerte sofort in die Dunkelheit.

Das Monster heulte auf. Getroffen? fragte sich Sam Taylor aufgewühlt. Habe ich ihn getroffen? Verletzt? Wie schwer?

Stampfende Schritte. Das Scheusal ergriff die Flucht. »Sergeant!«

brüllte Sam Taylor. »Passen Sie auf! Er kommt zu Ihnen!«

Wenige Sekunden später krachte Dahls Waffe. Der Inspektor hetzte unter der Treppe durch. Er sah Dahl, der alle im Magazin befindlichen Silberkugeln verfeuerte und das Kunststück fertigbrachte, die Bestie kein einziges Mal zu treffen.

»Das darf nicht wahr sein!« stöhnte Taylor und ging in Combat-Stellung. Beidhändig visierte er den breiten Rücken des Ungeheuers an, auf das der Sergeant mit geschlossenen Augen geschossen haben mußte.

Aber durfte er einen Schuß riskieren? Bestand auf diese Entfernung nicht die Gefahr, daß er den Sergeant an Stelle des Wolfs traf?

»Sergeant! Beiseite!« brüllte er. »Aus der Schußlinie! Lassen Sie sich fallen!«

Dahl, der keine Silberkugel mehr in seiner Waffe hatte, stierte das Ungeheuer entgeistert an. Der Wolf kam direkt auf ihn zu. Er dachte, nun wäre es um ihn geschehen.

Was Taylor schrie, hörte er nicht.

»Sergeant! Weg!« brüllte der Inspektor wieder, und erst jetzt reagierte John Dahl. Er hechtete nach links. Der Werwolf ließ ihn ungeschoren, raste an ihm vorbei.

Inspektor Taylor schoß. Eine Kugel nach der andern jagte er in kurzen Abständen durch den Lauf. Beim vierten Schuß bäumte sich das Untier auf, riß die Pranken hoch, torkelte, drohte zu stürzen, fing sich aber wieder und lief weiter.

Verdammt, ich habe ihn nur geringfügig verletzt! dachte Taylor.

Das ist zu wenig! Die Silberkugel muß mitten im schwarzen Leben dieses Monsters sitzen!

Er wollte erneut den Stecher seiner Waffe durchziehen, doch da schlug die Bestie blitzschnell einen Haken und verschwand aus seinem Blickfeld. Der Inspektor wechselte in großer Hast das Magazin, während er zu Dahl rannte.

Der Sergeant stand ächzend auf.

»Verdammt, auf das, was Sie sich geleistet haben, können Sie stolz sein, Sergeant!« schrie Taylor den Mann an. »Dafür kriegen Sie garantiert einen Orden!«

»Es tut mir schrecklich leid, Inspektor, aber als ich die Bestie auf mich zurennen sah, gingen mir die Nerven durch«, rechtfertigte sich John Dahl.

Sam Taylor ließ ihn stehen und hetzte weiter. Wieder fielen Schüsse, und aufgeregte, fast hysterische Rufe waren zu hören. Um Himmels willen, nein! durchzuckte es den Inspektor. Er durchbricht die Sperre!

»Haltet ihn auf! Laßt ihn nicht durch!« schrie er, doch Augenblicke später mußte er erkennen, daß die Show zu Ende war. Die Bestie hatte die Polizeikette durchbrochen.

Dem Werwolf war die Flucht gelungen, und Inspektor Sam Taylor war einem Tobsuchtsanfall nahe…

***

Vladek Rodensky begrüßte Vicky Bonney und Mr. Silver nur kurz.

Ich half ihm, sein Gepäck ins Gästezimmer zu schaffen, dann begleitete ich ihn nach nebenan, zu Lance Selby.

Oda, die rothaarige Hexe mit den grünen Augen, ließ uns ein.

Lance war nicht mehr unser Freund. Wenn Roxane ihn aufgeweckt hätte, wäre er sofort wieder losgezogen, um Tucker Peckinpah umzubringen.

Oda hing an Lance mehr als an ihrem Leben. Sie litt sehr darunter, ihm nicht helfen zu können. Stundenlang saß sie stumm neben ihm, starrte ihn an und war schrecklich unglücklich.

Ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie sie zu uns stieß.

Mago, der Schwarzmagier, der Jäger der abtrünnigen Hexen, war hinter ihr her gewesen, und sie hatte bei uns Zuflucht gesucht. [2] Es war ergreifend gewesen, dabei zuzusehen, wie zwischen Lance und Oda die Liebe erwachte. Ein Mensch und eine weiße Hexe. Eine Verbindung, die es eigentlich nicht geben sollte – bei diesen beiden funktionierte sie. Es war eine beispielhafte, großartige Partnerschaft.

Und nun…

Wie aufgebahrt lag Lance Selby im Bett. Ich hatte einen verdammten Druck auf der Brust, als ich meinen Freund ansah. In Odas Augen glänzten Tränen.

»Ich kann euch nicht sagen, wie sehr ich diesen Mortimer Kull hasse«, preßte sie heiser hervor.

»Armer Lance«, sagte Vladek Rodensky. »Wenn ich denke, was für ein lebensfroher, lustiger Mensch er immer gewesen ist, und wenn ich ihn jetzt hier so teilnahmslos liegen sehe, geht mir die Galle über.«

Es gab eine Parallele: Fystanat, der Mann aus der Welt des Guten.

Er war auf die Erde gekommen, um sich Daryl Crennas »Weißem Kreis« anzuschließen. Doch die Gegenseite hatte davon Wind bekommen und blitzschnell geschaltet.

Man schickte ein Empfangskomitee los – die Zauberin Arma und ihren ständigen Begleiter Metal, einen Dämon aus der Silberwelt, der auch Mr. Silver entstammte.

Metal und Arma fingen Fystanat ab, ließen ihn nicht zum »Weißen Kreis« stoßen und hatten vor, ihn im Sarg der tausend Tode qualvoll sterben zu lassen. [3]

Es gelang uns, das zu verhindern, doch die von Arma geschaffenen magischen Ratten lähmten Fystanat – und gelähmt war er immer noch, nach so vielen Monaten, die seit diesem Kampf, der Arma das Leben kostete, als sie in den gefährlichen Silbersarg fiel, vergangen waren.

Bisher wußte noch keiner von uns, wie man Fystanat helfen konnte. Er lag in Daryl Crennas Haus und konnte sich nicht rühren, genau wie Lance Selby. Dennoch gab es einen Unterschied.

Fystanat war bei Bewußtsein, während sich Lance in einem magischen Tiefschlaf befand.

Vladek Rodensky streichelte Odas Wange. »Ich fühle mit dir.«

»Danke, Vladek«, sagte sie und seufzte leise.

»Wenn ich irgend etwas für Lance oder für dich tun kann…«

Die weiße Hexe schüttelte den Kopf. Hilflos zuckte sie mit den Schultern. »Du siehst ja – man kann nichts tun. Vorläufig nicht.«

Wir kehrten zu Vicky Bonney und Mr. Silver zurück und nahmen einen Begrüßungsdrink. Wenn ich ehrlich sein soll, wir hatten alle schon mal bessere Laune.

Ein Glück, daß wir noch nicht wußten, was uns bevorstand…

***

Leif Stanwyck lebte noch, aber die Bestie hatte ihn schwer verletzt, und so raste ein Krankenwagen mit ihm zu einer Klinik in Holborn.

Über Funk erfuhren die Ärzte, was auf sie zukam, und sie bereiteten alles für die Notoperation vor.

Arlene Wood und Walter Freeman erholten sich langsam von dem schlimmen Erlebnis. Sie waren wichtige Augenzeugen für die binnen kurzem am Tatort eintreffende Polizei.

In einem Kastenwagen wurden ihre Aussagen an Ort und Stelle zu

Protokoll genommen. Sie unterzeichneten die Schriftstücke, während etwa zwanzig Polizisten den nächtlichen Park durchkämmten und das Monster aufzustöbern versuchten.

Sie fanden jedoch keine Spur.

»Können wir gehen?« fragte Freeman den Polizeibeamten, der ihre Aussagen niedergeschrieben hatte.

Der Mann nickte. »Ihre Adressen haben wir; sollten sich noch Fragen ergeben, hören Sie noch mal von uns.«

Freeman wies auf die tiefe Delle in der Motorhaube und auf die Kratzspuren im Lack. »Wer kommt für den Schaden auf?«

Der Polizist hob die Schultern. »Niemand. Das ist so etwas wie höhere Gewalt. Sie können von Glück sagen, daß nicht mehr passiert ist. Denken Sie an den Mann, den der Wolf erwischt hat. Sind Sie mit einer Delle in der Motorhaube nicht unvergleichlich besser dran?«

»Wenn man's so betrachtet, auf jeden Fall«, sagte Walter Freeman und begab sich mit Arlene zu seinem Fahrzeug. Inzwischen war das überflüssige Benzin verdampft, und der Motor sprang gleich beim ersten Versuch an.

Aus nahezu allen Fenstern schauten Menschen, denen die Angst ins Gesicht geschrieben stand, und manch einer erinnerte sich wohl schaudernd an das Jahr 1956, als in dieser Stadt auch so ein Untier wütete.

War dies ein neuer Beginn?

Freeman brachte Arlene nach Hause, aber ihm war die Lust zu allem vergangen. Ihr auch.

»Sehen wir uns morgen?« fragte er, als sie aussteigen wollte.

»Oder möchtest du dich lieber wieder mit George treffen?«

»Ruf mich an«, sagte sie.

»Ich hab' deine Telefonnummer nicht.«

»Sie steht im Telefonbuch.«

»Dann bis morgen. Ich wünsche dir eine erholsame Nacht.«

»Ich werde kein Auge zutun können.«

»Nimm 'ne Schlaftablette.«

»Ja, vielleicht«, sagte Arlene Wood und verließ das Fahrzeug. Er wartete, bis sie im Haus war, und fuhr dann weiter, und er wünschte sich, so etwas Schreckliches nie mehr erleben zu müssen.

Unterdessen flickten die Ärzte Leif Stanwyck zusammen. Der Mann hatte viel Blut verloren, er bekam Transfusionen, und man war optimistisch. Der Patient würde durchkommen.

Eine Nacht lag er nur auf der Intensivstation, dann wurde er in ein Einzelzimmer verlegt. Eingewickelt in dicke Bandagen lag er im Bett und sprach auf die verordnete Behandlung sehr gut an.

Zu Mittag erklärte ihn der Chefarzt Dr. Bolan sogar schon für vernehmungsfähig.

»Ein kleines Wunder ist geschehen«, sagte Dr. Bolan stolz zu dem jungen, 27jährigen Assistenzarzt Robert Rich.

Bolan mochte Rich sehr. Der junge Doktor sah blendend aus, war sehr lernwillig und wißbegierig und verstand es, mit den Patienten hervorragend umzugehen.

Für jeden fand er die passenden Worte, und in der Frauenabteilung war Dr. Robert Rich der erklärte Liebling.

»Sie waren gestern nicht hier«, sagte Dr. Bolan zu Rich.

»Ich hatte meinen freien Tag.«

»Ja, ich weiß. Sie hätten den Patienten sehen sollen, als man ihn uns auf den Operationstisch legte. Im ersten Moment dachte ich nicht, daß wir diesen Mann noch retten können würden, und selbst während der Operation hatte ich noch Zweifel, daß er durchkommen würde. Aber der Mann hat ein starkes Herz und war glücklicherweise zäh genug, die Krise zu überstehen. Von nun an geht es steil mit ihm bergauf. Ich möchte Ihnen Leif Stanwyck ganz besonders ans Herz legen, Dr. Rich. Es wäre eine gute Reklame für unser Haus, wenn wir den Mann so rasch wie möglich wiederherstellten.«

Robert Rich wußte das Vertrauen des Chefarztes zu schätzen. Vor einigen Tagen erst hatte Dr. Bolan zu ihm, als sie allein waren, gesagt: »Sie haben eine steile Karriere vor sich, Dr. Rich. Sie sind tüchtig, ehrgeizig, umsichtig, verstehen sich durchzusetzen, sind nicht borniert, nicht rechthaberisch, kurz, ein Mann, der zu großen Taten fähig ist.«

Robert hatte gelächelt. »Sie machen mich verlegen, Dr. Bolan.«

»Ich sage nur, was ich denke. Bisher konnte ich mich auf meine Menschenkenntnis stets verlassen. Ich täusche mich auch in Ihnen bestimmt nicht. Und ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, wenn ich Sie ganz besonders unter meine Fittiche nehme. Schließlich muß ich Ihnen noch vieles beibringen, bevor ich Sie zu meinem Stellvertreter mache.«

»Zu Ihrem Stellvertreter?« hatte Robert Rich überrascht gefragt, und seine Augen strahlten vor Begeisterung.

»Sie sind der richtige Mann dafür«, hatte Dr. Bolan behauptet, und Robert hatte die Freude fast schwindelig gemacht…

»Ich werde alles in meiner Macht Stehende für den Patienten tun, Dr. Bolan«, sagte er jetzt.

»Das erwarte ich von Ihnen«, sagte der Chefarzt und entließ ihn mit einer knappen Handbewegung.

Dr. Rich verließ Dr. Bolans Büro und suchte jenes Krankenzimmer auf, in dem Leif Stanwyck lag. Er öffnete vorsichtig die Tür und trat ein. Stanwyck lag wach im Bett.

Er hatte den jungen Arzt bei der Morgenvisite kennengelernt. »Ah, Dr. Rich«, sagte er nun. »Entschuldigen Sie, daß ich nicht aufstehe und

Sie mit einem kräftigen Händedruck begrüße…«

»Das kommt noch«, sagte Robert Rich lächelnd. »Dr. Bolan teilte mir soeben mit, er hätte ein kleines Wunder an Ihnen vollbracht.«

»Das stimmt. Ich merke direkt, wie ich mich erhole.«

»Kommen Sie von nun an mit allen Problemen zu mir. Ich bin gewissermaßen von Dr. Bolan zu Ihrem Leibarzt ernannt worden.«

Leif Stanwyck lachte. »Einen Arzt für mich ganz allein. Ich komme mir vor wie eine echte Berühmtheit.«

»Die machen wir noch aus Ihnen, warten Sie nur mal ab. Tun Sie uns den Gefallen und werden Sie gesund, so schnell Sie können, damit wir den Mann, der von einem Werwolf angefallen wurde und dies überlebte, demnächst der Öffentlichkeit präsentieren können. Sie wissen ja, wie die Menschen sind. Sie lechzen nach Sensationen. Ich könnte mir durchaus vorstellen, daß sich Zeitungen und Fernsehanstalten um Ihre Story reißen werden. Ein Tip von mir: greifen Sie nicht gleich beim ersten Angebot zu. Hören Sie sich zunächst an, was alle zu bieten haben und treffen Sie dann erst Ihre Entscheidung.«

»Sie meinen wirklich, ich kann aus dem erlebten Horror ein Geschäft machen?«

»Ich bin davon überzeugt«, sagte Dr. Rich. »Sollten Sie einen Rat brauchen, stehe ich Ihnen gern jederzeit zur Verfügung.«

Stanwyck musterte den jungen Arzt eingehend. »Hat Ihre Fürsorge einen Grund, Dr. Rich?«

»Dieses Krankenhaus geriet in den letzten Monaten schwer unter Beschuß. Zwei Pfleger, die Dr. Bolan entließ, haben eine Menge Unwahrheiten an eine gehässige Illustrierte verkauft. Was dieses Blatt über unser Haus verbreitete, grenzt an Geschäftsschädigung und Rufmord. Dr. Bolan ließ gerichtlich gegen das Schmierblatt vorgehen, und es gelang ihm mühelos, alle unwahren Behauptungen zu entkräften und zu widerlegen. Aber die Leute sagen sich, kein Rauch ohne Feuer, irgend etwas Wahres muß an diesen Anschuldigungen dran sein. Unser Image ist ein wenig angeschlagen. Mit Ihrer Hilfe könnten wir es wieder aufpolieren.«

Stanwyck nickte mit dem bandagierten Kopf. »Das machen wir schon, Dr. Rich. Die Öffentlichkeit kriegt ihre Sensation.«

Er sagte das mit einem seltsamen Unterton, und Dr. Rich fragte sich unwillkürlich, wie der Patient das gemeint hatte.

***

Vladek Rodensky führte über unser Telefon mehrere Geschäftsgespräche und stand uns dann wieder zur Verfügung. Es hatte sich viel ereignet, seit wir uns zuletzt gesehen hatten, und so ging uns der Gesprächsstoff lange nicht aus.

Unsere Unterhaltung wurde unterbrochen, als die Türglocke läutete. Mr. Silver verließ den Living-room und kam gleich darauf mit einem schlanken, schwarzhaarigen Chinesen wieder.

Es war Chao Kai, Professor Bernard Hales Lieblingsschüler. Der Parapsychologe und sein Schüler hatten an meiner Seite bereits einige gefährliche Abenteuer bestritten, und ich freute mich ehrlich, den jungen Chinesen wiederzusehen.

»Wie geht es dem Professor?« erkundigte ich mich.

»Gut«, sagte Chao Kai und schenkte mir ein unergründliches asiatisches Lächeln. »Sehr gut.«

»Konnte er mit seinen komplizierten Berechnungen wieder mal schwarze Aktivitäten feststellen?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Er hat dir etwas versprochen, erinnerst du dich noch, Tony?«

»Hilf mir«, verlangte ich.

Chao Kai griff in die Innentasche seines Jacketts und holte sechs silberne Wurfsterne heraus, die er vor mich auf den Tisch legte. Der Chinese konnte mit diesen scharfzackigen Dingern schon recht gut umgehen.

»Die Wurfsterne, richtig«, erinnerte ich mich.

»Drei für dich, drei für mich!« meldete sich Vicky Bonney zu Wort.

»Einverstanden«, sagte ich. »Sind die Sterne geweiht?« fragte ich den Chinesen.

»Nein, noch nicht«, antwortete Chao Kai.

»Macht nichts, dann kriegt Pater Severin mal wieder Arbeit… Einen Drink, Chao Kai?«

»Vielleicht ein andermal, Tony. Ich muß leider schon wieder gehen.«

»Sag Hale, ich lasse ihn herzlich für die Wurfsterne danken.«

»Ich werd's ausrichten. Professor Hale läßt dir bestellen, du solltest ihn mal wieder besuchen.«

»Vielleicht klappt's nächste Woche«, sagte ich, und Chao Kai ging.

Die silbernen Wurfsterne, die die Form eines Pentagramms aufwiesen, kamen mir sehr gelegen, denn mir war kürzlich mein magischer Ring gestohlen worden. [4] Ein schmerzlicher Verlust. Tucker Peckinpah setzte zwar Himmel und Hölle in Bewegung, damit ich diese wirkungsvolle Waffe wiederbekam, doch vorläufig war und blieb der Ring verschwunden.

»Wann läßt du die Sterne weihen, Tony?« wollte Vicky wissen.

»Wenn du sie mir jetzt anvertraust, noch in dieser Stunde«, sagte ich.

Zwanzig Minuten später war ich bei Pater Severin. Ein großer, kräftiger Mann, breitschultrig und schlagkräftig, sympathisch und fürsorglich, wenn es um seine Schäfchen ging. Man sagte ihm nach, daß er manchmal – wenn Worte allein nicht ausreichten – auch mit den Händen predigte. So mancher Sünder war reuig und mit blauen

Flecken nach Hause gekommen, weil ihm Pater Severin »ins Gewissen geredet« hatte. Seine Gemeinde verzieh ihm alles, denn niemand wußte besser als er, was sie nötig hatte.

Kürzlich ließ es sich Pater Severin nicht nehmen, mich in das Reich der grünen Schatten zu begleiten, wo wir gegen Thoran, ein Mitglied der Grausamen 5, und dessen schwarze Chimäre kämpften.

Und er war auch dabei, als Agassmea, die goldene Amazone, und ihre Tigerfrauen in London ihr Unwesen trieben. Wenn er kämpfte, verließ er sich zumeist auf seine Fäuste. Reichten diese nicht aus, bewaffnete er sich mit einem knüppeldicken Schlagstock, den er

»Wanderstab« nannte, aber mir konnte er nichts vormachen, ich hatte ihn diesen Wanderstab schon gebrauchen sehen.

Er sah mich stets gern im Pfarrhaus, und ich hätte ihn viel öfter besucht, wen es meine Zeit erlaubt hätte.

»Tony«, sagte er und umarmte mich überschwenglich. »Was führt dich zu mir, mein Sohn?«

»Ich brauche mal wieder etwas von Ihnen, Pater.«

»Es gefällt mir, wenn ich gebraucht werde«, sagte der Priester.

»Soll ich dich im Kampf gegen das Böse unterstützen?«

»Das würde Ihnen Spaß machen, wie?« sagte ich grinsend.

»Der Mensch muß aktiv bleiben, sonst setzt er Rost an.«

»Sie dürfen mich diesmal nur indirekt in meinem Kampf unterstützen.«

»Das heißt, es gibt mal wieder Silberkugeln zu weihen.«

»Daneben, Pater. Diesmal handelt es sich um silberne Wurfsterne.«

Ich zeigte sie ihm, legte sie auf den wuchtigen Tisch. Dabei fiel ihm auf, daß ich meinen magischen Ring nicht trug. Er fragte mich danach, und ich erklärte ihm, daß man mir den Ring geklaut hatte.

»Eine unangenehme Sache«, meinte Pater Severin und rümpfte die Nase.

»Wenn man bestohlen wird, ist das immer unangenehm.«

»Aber der Ring war eine Art Verstärker.«

»Richtig, er verstärkte das Gute in mir um ein Vielfaches.«

»Wenn ihn nun jemand trägt, dessen Kern böse ist…«

»Wird der Ring das Böse verstärken«, sagte ich.

»Wurde alles unternommen, um den Dieb zu finden?«

»Tucker Peckinpah schöpfte alle Möglichkeiten aus. Kein Erfolg. Jedenfalls bis jetzt nicht.«

»Da kommen mir die silbernen Wurfsterne natürlich sehr gelegen. Woher hast du sie?«

»Von einem befreundeten Parapsychologen.«

»Warum sagst du nicht gleich, du hast sie von Lance Selby?«

»Weil ich in diesem Fall die Unwahrheit sagen würde. Es gibt schließlich auch noch andere Parapsychologen. Zum Beispiel Bernard

Hale.«

»Ach ja, ich erinnere mich, du hast mir mal von ihm erzählt… Als vorhin Lances Name fiel, kam mir vor, als würdest du zusammenzucken, mein Sohn. Du siehst aus, als hättest du Sorgen. Möchtest du nicht mit mir darüber reden? Haben die Sorgen mit Lance Selby zu tun?«

»Ihnen kann man nichts verheimlichen, was?« sagte ich und lächelte schief.

»Schwer«, erwiderte der Priester schmunzelnd. »Sehr schwer. Also was bedrückt dich? Sag es mir, du weißt, daß ich nur ein riesiges Laster habe, und das ist die Neugier. Der Herr wird es mir verzeihen.«

Ich berichtete ihm, welches Schicksal meinen Freund ereilt hatte, und er fragte mich vorwurfsvoll, warum ich nicht sofort zu ihm gekommen wäre.

»Sie können nichts für Lance tun.«

»Ich kann nichts für ihn tun?« fragte Pater Severin mit erhobener Stimme. »Mein Sohn, ich kann immerhin für ihn beten, ist das nichts?«

»So habe ich das nicht gemeint. Ich nahm an, Sie dächten an einen Exorzismus. Lance hat nicht den Teufel im Leib, den Sie ihm vielleicht hätten austreiben können. Er hat Professor Kulls vergiftetes Blut in seinen Adern, einen vollsynthetischen Lebenssaft.«

»Der Herr wird ihm beistehen«, sagte Pater Severin überzeugt.

»Das hoffe ich«, erwiderte ich.

Der Priester nahm die Wurfsterne und begab sich mit mir in die Sakristei, wo sich ein kleines Wasserbecken befand.

»Hat Agassmea wieder von sich hören lassen?« fragte er, während er sich auf die Weihe vorbereitete.

»Zum Glück nicht. Ich wäre froh, wenn sie in eine andere Dimension abgerauscht wäre und dort für immer bliebe, aber das kleine Männchen in meinem Ohr sagt mir, daß ich sie irgendwann wiedersehe.«

»Solltest du dann Unterstützung brauchen, weißt du, wo du mich findest, mein Sohn«, sagte Pater Severin mit grimmiger Miene. So war er. Niemals wich er einem Kampf aus, suchte geradezu die Konfrontation und setzte sich bedingungslos für das Gute ein. Das war mit ein Grund, weshalb mir dieser ungewöhnlichste aller Priester so sehr ans Herz gewachsen war.

Beim Weihen der silbernen Wurfsterne ging er sehr sorgfältig vor, dann gab er sie mir wieder.

»Ich hoffe, sie werden dir gute Dienste leisten«, sagte er.

Ich nickte. »Ja, Pater, das hoffe ich auch.«

***

1956

Der Wolf war verletzt. An der Schulter und an der Hüfte hatte ihn eine geweihte Silberkugel gestreift. Es waren an und für sich geringfügige Verletzungen, keinesfalls tödlich, aber das geweihte Silber rief fast unerträgliche Schmerzen in dem Untier hervor.

Hechelnd hetzte das Monster durch schmale, finstere Gassen.

Es war großes Glück für den Werwolf gewesen, daß nicht allen Polizisten Silberkugeln zur Verfügung standen, sonst hätten sie ihn so schwer zusammengeschossen, daß er verendet wäre.

Die Verletzungen machten ihn rasend und versetzten ihn in Panik, deshalb durchbrach er die Polizeisperre wie ein Panzer. Man konnte ihn nicht aufhalten.

Jetzt tobte sicherlich Inspektor Taylor, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Bestie zur Strecke zu bringen, aber alles Toben würde ihm nichts nützen, das Monster hatte es wieder einmal geschafft.

Der Werwolf blieb kurz stehen. Ein Laut drang aus seiner Kehle, der Ähnlichkeit mit einem boshaften Lachen hatte. Dem Inspektor sollte auch in Zukunft Erfolglosigkeit beschieden bleiben.

Am Straßenende tauchte ein Polizeifahrzeug auf. Der Werwolf reagierte darauf mit einem zornigen Knurren. Sie suchten ihn, wollten ihn jagen und noch einmal stellen, aber das würde ihnen nicht gelingen.

Die Bestie verschwand zwischen eng beisammen stehenden Häusern, erreichte einen finsteren Sportplatz und überkletterte die Absperrung. Mit langen Sätzen lief das Ungeheuer die Aschenbahn entlang.

Es würde einige Zeit dauern, bis sich der Wolf *von* den Verletzungen erholt hatte. Wunden, die ihm gewöhnliche Kugeln in den Körper hieben, schlossen sich sofort wieder.

Das geweihte Silber verzögerte jedoch den Heilungsprozeß sehr, so daß die Verletzungen dem Scheusal lange zu schaffen machen würden. Aber er würde wieder genesen.

Und er würde sein blutiges Treiben fortsetzen…

Licht!

Der Werwolf zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen. Es brannte noch Licht in der Sportplatzkantine. Sofort erwachte die Mordlust wieder in dem Ungeheuer. Das Herz der Bestie begann wie eine Dampframme zu schlagen.

Licht! Leben! Ein Mensch! Fleisch! Warmes Blut!

Sofort waren die quälenden Schmerzen nicht mehr so schlimm.

Der Wolf war plötzlich von dem Wunsch beseelt, sich zu beweisen, daß er immer noch kräftig genug war, um einen Menschen zu töten.

Außerdem würde es ihn stärken, wenn er wieder tötete, denn die Energie seiner Opfer ging auf ihn über.

Sogleich stand sein Entschluß fest. Er lief über den weichen,

kurzgeschorenen Rasen, an einem Fußballtor vorbei, auf das erhellte Fenster zu. Eine erschreckende Gier funkelte in seinen Augen.

Aus einem Radioapparat drang die Stimme des Nachrichtensprechers. Der Name des Premierministers Eden fiel, und es war von einer Freigabe des Sudan die Rede…

Kurz vor dem Fenster duckte sich der Wolf. Er drängte die Schmerzen jetzt vollends zurück. In ihm regierte der eiskalte Jagdtrieb. Vorsichtig pirschte er sich an das Fenster heran.

Auf allen vieren bewegte er sich – schnell und geschmeidig. Das Fenster war halb offen, und der Geruch nach Alkohol und Rauch schwebte heraus. Aber es befand sich nur noch eine Person in der Kantine.

Alle anderen waren bereits nach Hause gegangen.

Nur noch eine Person, die Ordnung machte… Ein rothaariges Mädchen, schlank, nicht besonders hübsch, aber arbeitsam und zuverlässig. Sie stellte die Stühle auf die Tische und schrubbte den Boden.

Der Werwolf beobachtete sie dabei. Gierig leckte er sich die Lefzen. Kraft, Leben, Energie… Er wollte sie sich holen.

Das Mädchen kehrte ihm den Rücken zu, summte leise einen Schlager. Sie sah nicht, wie sich zum Fenster eine Pranke hereinstreckte, häßlich behaart, noch vom Blut des Nachtwächters besudelt.

Bisher hatte die Bestie immer nur einmal in einer Nacht zugeschlagen und war dann gleich wieder untergetaucht. Doch wenn der Werwolf dieses Mädchen tötete, würde er die Verletzungen schneller überwinden, und Mädchen… sie waren immer eine leichte Beute für ihn.

Männer waren kräftiger und wehrten sich in ihrer Verzweiflung manchmal so heftig, daß der Wolf sie nicht im ersten Anlauf töten konnte. Mädchen hatten das noch nie geschafft.

Er würde auch mit dieser Rothaarigen keine Schwierigkeiten haben. Vielleicht kam sie noch dazu, zu schreien, aber wer sollte sie hier hören? Weit und breit war niemand.

Das Opfer und die Bestie befanden sich allein auf diesem großen, finsteren Sportplatz.

Behutsam drückte der Wolf gegen das Fensterglas. Der Flügel schwang zur Seite – ganz langsam, und ohne ein Geräusch zu verursachen. Die Rothaarige bückte sich, nahm den Eimer und trug ihn ein paar Schritte weiter.

Tanzmusik kam jetzt aus dem Radioapparat, und das Mädchen schrubbte im Takt mit, während sich der Werwolf zu seiner ganzen beängstigenden Größe aufrichtete.

Eine grauenerregende Erscheinung war er.

Ein blutrünstiges Höllenwesen, das nur ein Ziel kannte: Töten!

Schwarzes Blut tropfte auf den frisch geschrubbten Boden. Der Wolf stand unter Hochspannung, spürte keinen Schmerz mehr.

Ein nervöses Zittern durchlief die Bestie.

Lautlos glitt das Scheusal über die Fensterbank… Ein Bein, das andere … Dann befand sich der Werwolf mit seinem Opfer im selben Raum. Ein Entkommen war für die Rothaarige undenkbar.

Immer noch wußte sie nicht, was für ein schreckliches Schicksal ihr blühte. Als sie den Schrubber in den Eimer tauchte, nahm sie aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr.

Sie war kein ängstlicher Typ. Es kam hin und wieder vor, daß die Jungs, deren zweites Zuhause der Sportplatz war, sie erschrecken wollten. Keinem von ihnen war es bisher gelungen.

Das Mädchen rechnete auch diesmal wieder mit einem Streich und wandte sich lächelnd um, aber im selben Moment gefror das Lächeln in ihrem Gesicht, und helle Panik trat in ihre Augen.

Der verletzte Wolf näherte sich ihr.

Sie riß den Schrubber mit beiden Händen hoch, und als das Scheusal sie angriff, verteidigte sie sich damit. In namenlosem Entsetzen schlug sie auf das Untier ein. So lange, bis der Stiel des Schrubbers brach.

Und sie schrie grell um Hilfe, doch niemand hörte sie.

Der Werwolf riß sie zu Boden.

Leben, Kraft, Energie… Die Bestie bekam alles …

***

Der Vorschlag kam von Mr. Silver, und er gefiel mir auf Anhieb. Tucker Peckinpah brauchte einen ständigen Bewacher, denn nicht nur Professor Kull hatte es auf den reichen Industriellen, der mir so oft schon die Wege geebnet hatte, abgesehen, sondern natürlich auch die schwarze Macht. Schließlich bekämpfte er sie mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln seit vielen Jahren.

Für dauerhaften Schutz konnte aber Roxane nicht sorgen. Erstens gehörte sie an Mr. Silvers Seite, und zweitens sollte sie, die die Fähigkeit hatte, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln, sich wieder aktiv an der Suche nach Cuca und in der weiteren Folge nach Silver II beteiligen.

Ein unscheinbarer, aber wirksamer Schutz für Tucker Peckinpah!

Dafür kam nur einer in Frage: Cruv, der häßliche, liebenswerte Gnom aus der Prä-Welt Coor, den wir hierher mitgebracht hatten, weil ein Gnom auf Coor kaum Existenzchancen vorfand.

Cruv hatte sich dem »Weißen Kreis« angeschlossen und kämpfte seither mit Daryl Crenna alias Pakka-dee, dem Hexenhenker Anthony Ballard – meinem Vorfahren – und mit Brian Colley alias Thar-pex gegen die schwarze Macht.

»Du hast recht, Silver«, sagte ich zu dem Hünen mit den Silberhaaren. »Es sollte bei Tucker Peckinpah eine Wachablösung geben. Ich werde das sofort in die Wege leiten.«

»Ich komme mit dir, Tony«, sagte Vladek Rodensky spontan.

»Okay.«

Vicky Bonney zog sich mit den silbernen Wurfsternen, die nun geweiht waren, in den Keller zurück. Ich hatte mir dort unten einen Schießstand eingerichtet, um mit dem Colt Diamondback so oft wie möglich trainieren zu können, und auch Vicky versuchte laufend, dort unten ihre Treffsicherheit zu vervollkommnen.

Diesmal wollte sie mit den Sternen üben, um herauszukriegen, wie man sie handhaben mußte. Sie war ein sehr ehrgeiziges Mädchen, und wenn ich mich nicht ranhielt, würde sie die Silbersterne bald besser werfen als ich.

Vladek setzte sich zu mir in den Peugeot. Wir fuhren zu Daryl Crennas Haus. Als der Mann aus der Welt des Guten mich sah, war er ehrlich begeistert. Er schlug mir so fest auf die Schulter, daß ich – bei etwas weniger robusten Knochen – mit einem Schlüsselbeinbruch hätte rechnen müssen, und Vladek Rodensky nahm er mit der gleichen Herzlichkeit auf.

Man sah Pakka-dee nicht an, was in ihm steckte, wozu er in der Lage war. Äußerlich wirkte er wie ein Mensch wie du und ich. Aber er war kein Mensch, sondern ein Wesen aus einer anderen Welt, dessen Arme sich bei Gefahr in geschuppte schwarze Tentakel verwandelten, die feuerrote Saugnäpfe mit messerscharfen Zähnen aufwiesen. Diese Fangarme endeten in spitzen, harten, gelben Hornstacheln.

Ich hatte ihn damit schon kämpfen sehen – gegen gefährliche Pavian-Dämonen. [5]

Sie hatten gegen ihn keine Chance gehabt.

»Ist die gesamte Mannschaft zu Hause?« erkundigte ich mich.

Pakka-dee schüttelte den Kopf. »Thar-pex und Anthony Ballard befinden sich im Einsatz. Sie sind hinter gefährlichen Hexenzwillingen her.«

»Wie geht es Fystanat?« wollte ich wissen.

Daryl Crennas Blick verdüsterte sich. »Unverändert. Mich überkommt manchmal das heulende Elend, wenn ich ihn so hilflos daliegen sehe.«

»Eines Tages werden wir ihm helfen können. Ich gebe die Hoffnung nicht auf«, sagte ich. »Ist Cruv da?«

»Ja, er leistet Fystanat Gesellschaft. Es ist rührend, zu sehen, wie er sich um ihn kümmert. Innerhalb kürzester Zeit wurden die beiden die dicksten Freunde. Unzertrennlich sind sie.«

»Das höre ich gern und nicht gern«, sagte ich. »Denn mein Besuch hat einen ganz bestimmten Grund.«

»Laß hören, Tony.«

»Gehen wir zu Fystanat und Cruv, damit ich meine Geschichte nicht zweimal erzählen muß.«

Wir betraten den Raum, in dem Fystanat auf einer Ledercouch lag, ein ernster, netter Mann, dem wir alle helfen wollten, dazu aber allesamt nicht in der Lage waren.

Cruv saß in einem Sessel, den Daryl Crenna eigens für den Gnom hatte anfertigen lassen. Als wir eintraten, stand er auf. Sein Gesicht war unansehnlich, häßlich, aber sein gewinnendes Wesen machte das mehrfach wett. Es gab niemand in meinem Freundeskreis, der den Gnom nicht in sein Herz geschlossen hätte.

Auf Coor wäre er nicht alt geworden. Es gab keinen Gnom, oder fast keinen, der dort eines natürlichen Todes starb. Die Gnome wurden auf Coor gejagt, waren das Minderwertigste, das es auf dieser Prä-Welt gab, waren zum Verlieren verurteilt, ein Spielball der Launen, Futter für fleischfressende Pflanzen, Riesenkäfer, Schlangen und so weiter…

Ich beugte mich über Mason Marchand alias Fystanat. Ein lästiges Würgen entstand in meinem Hals. Was sagt man jemandem, der sich nicht bewegen kann und bei dem die Gefahr besteht, daß er für immer und ewig gelähmt bleiben wird?

»Na, Fystanat.«

»Tony! Freut mich, dich wiederzusehen!«

Ich reichte Cruv die Hand. »Sag mal, bist du gewachsen? Du reichst mir ja schon bis zum Gürtel.«

Solche Bemerkungen kränkten Cruv nicht. Er wußte, daß sie nicht böse gemeint waren, und ein Gnom ist nun mal klein, sonst wäre er kein Gnom. Es machte ihm nichts aus, klein zu sein. »Dafür bin ich innerlich größer als ihr!« hatte er schon mal behauptet.

Tipptopp war der liebenswerte Knirps angezogen. Alles, was er trug, war nach Maß geschneidert. Der Kleine sah aus, als wäre er soeben aus einem Herrenjournal für Gnome gestiegen.

Wir setzten uns, und ich kam ohne Umschweife zum Thema. Als Fystanat erfuhr, daß Lance Selby sich in einer ähnlichen Lage wie er befand, sagte er, wie leid ihm das tue.

Verdammt, das war Größe. Obwohl es ihm selbst kaum noch schlechter gehen konnte, hatte er Mitleid mit Lance.

Ich erzählte von Professor Kull und seinen Untaten und kam dann auf Tucker Peckinpah zu sprechen, der nicht nur mich, sondern auch den »Weißen Kreis« finanziell äußerst großzügig unterstützte.

Peckinpah setzte Geld und Macht ein, wir Kampfkraft, Mut und Erfahrung…

Pakka-dee warf ein, daß auch er schon daran gedacht habe, einen ständigen Leibwächter für den Industriellen abzustellen. »Einen, der immer und überall bei ihm ist, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet, der alle Reisen mitmacht und ihn nie aus den Augen läßt«, sagte er.

»Roxane ist eine Übergangslösung«, meinte ich. »Ihr fallen andere Aufgaben zu, die sie nicht vernachlässigen darf.«

Daryl Crenna nickte. »Das verstehe ich.«

»Wen könntest du entbehren?« wollte ich wissen.

»Wenn du mich so fragst – keinen, Tony. Anthony Ballard ist für den ›Weißen Kreis‹ ebenso wertvoll wie Thar-pex oder Cruv…«

»Wertlos bin nur ich«, sagte Fystanat gallig.

»Laß nur«, entgegnete ich. »Deine Zeit kommt noch.«

»Manchmal kann ich es kaum noch glauben«, sagte der Mann aus der Welt des Guten deprimiert.

»Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben, Fystanat«, sagte Cruv.

»Hast du die vielen Gemeinheiten vergessen, die ich dir an den Kopf geworfen habe? Du hast gedroht, mir an die Kehle zu gehen, sobald du dich wieder bewegen kannst. Das müßte dich innerlich doch aufrechthalten.«

»Ja, das ist der einzige Grund, weshalb ich noch nicht völlig resigniert habe. Es wäre mein schönster Tag, dich für deine Frechheiten mal beim Kragen packen und kräftig schütteln zu können.«

»Ich werde mich von dir mit Vergnügen schütteln lassen«, behauptete Cruv.

»Schweift nicht ab«, sagte Pakka-dee. »Wir wollten über eine Ablösung von Roxane sprechen.«

»Es ist doch wohl klar, daß sich da nur einer anbietet, und das bin ich«, tönte der Gnom. »Ich bin unscheinbar, tapfer und mutig, habe ein kluges Köpfchen, bin stets hellwach und habe einen sechsten Sinn für Gefahren.«

»Hör auf!« stöhnte Fystanat.

»Weißt du nicht, daß Eigenlob stinkt?«

»Ich lobe mich nicht, ich zähle lediglich meine Vorzüge auf«, korrigierte ihn der Knirps. »Das ist ja wohl noch erlaubt.«

»Aber Daryl sagte vorhin, ihr zwei wärt die dicksten Freunde«, sagte ich zu Cruv und Fystanat.

»Cruv und ich?« schrie Mason Marchand alias Fystanat auf. »Die dicksten Freunde? Nichts Ärgeres könnte mir passieren.«

»Unzertrennlich wärt ihr, behauptete Pakka-dee.«

»Ja, unzertrennlich«, sagte Fystanat, »weil ich keine Möglichkeit habe, mir den lästigen Kleinen vom Hals zu schaffen.«

»Nun hört euch dieses undankbare Bündel an!« rief Cruv. »Da opfert man ihm Tag für Tag seine Freizeit und kriegt dann so etwas zu hören. Na schön, Fystanat, dann sind wir von nun an eben geschiedene Leute.«

Ein Außenstehender hätte meinen können, es wäre ernst, was die beiden sagten. Wir wußten es besser. Fystanat wollte den Kleinen

nicht an sich binden, wenn er anderswo gebraucht wurde.

Die Würfel waren gefallen.

Cruv würde Tucker Peckinpahs Leibwächter werden, und an der stolzgeschwellten Brust des Kleinen war zu erkennen, daß er sich sehr geehrt fühlte.

***

1956

»Dieser gottverdammte behaarte Teufel!« knurrte Inspektor Sam Taylor. Er stand vor dem Stadtplan, einer riesigen Wandkarte, und überall dort, wo der Werwolf schon zugeschlagen hatte, steckte eine Nadel mit blutrotem Kopf. »Ein Wald von Stecknadeln! Bald wird kein Platz mehr für neue Nadeln sein!«

Sergeant John Dahl schwieg betreten. Zur Zeit war der Inspektor nicht sonderlich gut auf ihn zu sprechen, und das mit Recht. Er hätte die Bestie nicht verfehlen dürfen.

Acht geweihte Silberkugeln! Acht! Und keine einzige hatte das Ungeheuer getroffen. Das war eine negative Meisterleistung.

Taylor wies auf die Nadel, die vor einer halben Stunde erst dazugekommen war. Sie steckte am Rand eines Sportplatzes. »Dieses Mädchen könnte noch leben, wenn Sie nicht so hysterisch gewesen wären, Sergeant!«

Dahl nickte niedergeschlagen. »Ich weiß, Inspektor, und es tut mir aufrichtig leid.«

»Davon wird das Mädchen nicht wieder lebendig«, herrschte Taylor den Sergeanten an. »Wie konnten Sie nur so komplett die Nerven wegschmeißen?«

»Ich weiß es nicht, Sir. Ich habe keine Erklärung dafür. Ich dachte, ich wäre meiner Aufgabe gewachsen, als dann aber dieses knurrende Ungeheuer aus der Dunkelheit auf mich zuschoß… Ich wollte, ich bekäme die Gelegenheit, wiedergutzumachen, was ich verdorben habe. Sollte ich der Bestie noch einmal begegnen, werde ich einen kühlen Kopf bewahren, das verspreche ich, Inspektor.«

»Fragt sich nur, ob wir noch mal so eine große Chance kriegen werden«, sagte Sam Taylor und fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Ich bin müde, Sergeant, und ich bin es leid, diese Bestie zu jagen. Es wäre großartig, wenn jemand käme und mir diesen verfluchten Fall abnehmen würde.«

Dahl wußte, daß der Inspektor nicht meinte, was er sagte. Sam Taylor hätte sich diesen Fall nie und nimmer wegnehmen lassen. Er hatte sich darin verbissen und hätte sich mit Klauen und Zähnen dagegen gewehrt, den Fall abzugeben.

»Gehen Sie nach Hause, Sergeant«, sagte er seufzend.

»Ja, Inspektor. Sie sollten auch heimgehen. Sie sehen erschöpft aus.«

»Sind Sie ein frommer Mensch, Sergeant?«

»Ich gehe nicht jeden Sonntag in die Kirche, aber ich glaube an Gott.«

»Dann beten Sie zu ihm. Bitten Sie ihn, daß er uns endlich hilft. Er kann doch nicht wollen, daß noch mehr Menschen diesem grausamen Monster zum Opfer fallen.«

Der Sergeant verließ das Büro, und Inspektor Taylor fuhr eine Stunde später nach Hause. Er ging zwar zu Bett, aber er konnte nicht einschlafen. Ständig kreisten seine Gedanken um den Werwolf.

Wie sah der Mann aus, wenn er kein Ungeheuer war? Kannte ihn der Inspektor dann sogar?

Bin ich ihm im Verlaufe meiner Ermittlungen schon mal begegnet?

fragte sich Sam Taylor und ging die vielen Menschen, mit denen er gesprochen hatte, der Reihe nach durch. Wer von ihnen könnte die Bestie sein?

Gesichter zogen an seinem geistigen Auge vorbei. Er musterte aus

… Der nicht … Der eventuell … Der möglicherweise … Der unter Umständen … Und der? Nein, der auf keinen Fall …

Ein verschwindend kleiner Prozentsatz blieb übrig, und wieder sortierte Sam Taylor aus, bis nur noch drei Personen übrigblieben.

Er nahm sich vor, diese Leute gleich morgen früh noch einmal auf das schärfste überprüfen zu lassen.

Einmal war es schon geschehen und hatte kein Ergebnis gebracht, doch davon ließ sich Taylor nicht entmutigen. Beharrlichkeit überwindet alles, das war ein Spruch, den er sich zur Regel gemacht hatte.

Vielleicht war eine Kleinigkeit übersehen worden, eine Winzigkeit, der niemand Beachtung schenkte. Beim zweiten Mal würde sie auffallen. Man konnte nicht gründlich und gewissenhaft genug vorgehen.

Es hatte schon zu viele Tote gegeben. Die Öffentlichkeit schrie nach Erfolgen; die Menschen hatten Angst und keine Geduld mehr mit der Polizei. Sam Taylor konnte sie verstehen.

Es gab nichts, was er lieber getan hätte, als der Öffentlichkeit den Kopf des Wolfs auf einem Silbertablett zu präsentieren, aber er war leider auch nur ein Mensch und hatte seine Grenzen.

Wunder durfte niemand von ihm erwarten.

Vielleicht gibt es diesmal eine geringe Chance, ihn zu erwischen, dachte Inspektor Taylor. Er ist verletzt. Nicht schwer, aber immerhin… Die Verletzungen hinderten ihn nicht daran, dieses Mädchen zu töten, aber sie konnten ihn verraten … Das geweihte Silber läßt sich von ihm nicht so leicht verdauen. Vielleicht macht er endlich den entscheidenden Fehler, auf den wir alle schon so lange warten…

Als der Morgen graute, stand Sam Taylor auf, ohne geschlafen zu

haben. Wie gerädert fühlte er sich, und in seinem Kopf hämmerte der Haß auf die Bestie, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Er kochte sich starken Kaffee, den stärksten, den er seinem Magen antun konnte, und stellte sich unter die kalte Dusche. Eisige, nadeldünne Wasserstrahlen versuchten sich in seine Haut zu bohren. Er klapperte mit den Zähnen, stöhnte und ächzte, zwang sich aber, unter der unbarmherzigen Brause stehenzubleiben.

Eine Viertelstunde peinigte er sich selbst, dann hüllte er sich in einen rehbraunen weichen Frotteemantel und begab sich in die Küche, um zu frühstücken.

Lustlos aß er Toast und Ei. Der Kaffee würde ihn einigermaßen auf die Beine stellen, aber wenn ihm noch mehr solche Nächte bevorstanden, würde auch das nichts mehr nützen.

Als er ins Büro kam, holte ihn der Superintendent zu sich, ein großer, gepflegter Mann, eine echte Persönlichkeit, die allseits Achtung und Ansehen genoß.

»Setzen Sie sich, Inspektor«, sagte der Superintendent.

Taylor hatte eine feine Antenne, deshalb fiel ihm die Reserviertheit seines Vorgesetzten sofort auf. »Inspektor« hatte der Mann gesagt, nicht »Sam«, wie sonst immer.

Der Inspektor nahm seufzend Platz.

»Müde?« fragte der Superintendent.

»Ich hatte schon bessere Tage, Sir.«

»Gestern nacht schlug die Bestie gleich zweimal zu. Der Werwolf war eingekreist. Ich verstehe nicht, wie er entkommen konnte.«

»Ehrlich gesagt, ich auch nicht, Sir. Werden Sie mich ablösen?«

»Sie wissen, daß ich keinen besseren Mann habe, Sam.«

»Sam«; jetzt hatte er ihn wieder »Sam« genannt.

»Ich muß heute mittag zum Innenminister«, sagte der Superintendent. »Was soll ich dem Mann erzählen?«

»Sagen Sie ihm, daß alles getan wird, um der Bestie habhaft zu werden.«

»Damit wird er sich nicht zufriedengeben, Sam – fürchte ich.«

»Ich wüßte nicht, was Sie ihm sonst noch sagen könnten, Sir.«

»Heißt das, Sie sind mit Ihrem Latein am Ende?«

»Ich weiß im Augenblick in der Tat nicht weiter«, gab der Inspektor zu.

Der Superintendent ächzte. »Der Innenminister wird mir den Kopf abreißen.«

Sam Taylor lächelte matt. »Reden Sie sich auf die Unfähigkeit Ihrer Leute aus.«

»Sie wissen, daß ich das niemals tun würde. Ich stehe nicht nur vor meinen Leuten, ich halte auch zu ihnen.«

»Das ist zwar äußerst anerkennenswert, Sir, wird für Sie aber von

Tag zu Tag mühsamer werden.«
»Mein Gott, Sam, es muß doch möglich sein, diesem Teufel das Handwerk zu legen. Schildern Sie mir genau, was sich gestern ereignete.«
Taylor kam dieser Aufforderung nach.
»Dahl, dieser Unglücksrabe«, sagte der Superintendent, als Sam Taylor geendet hatte.
»Ihm gingen die Nerven durch«, entgegnete der Inspektor. »Das hätte jedem andern auch passieren können.«
»Ich fürchte, dafür wird der Innenminister wenig Verständnis haben.«
»Dann würde ich es ihm an Ihrer Stelle verschweigen, Sir.«
Der Superintendent nickte bedächtig. »Ja, Sie haben recht, Sam, das werde ich wohl müssen.«
Eine halbe Stunde später saß Sam Taylor in seinem Büro. Er hatte seinen Männern aufgetragen, die drei Personen, die er während einer schlaflosen Nacht ausgemustert hatte, noch einmal zu überprüfen.
Es würde geschehen; der Inspektor brauchte sich nicht weiter darum zu kümmern.
Plötzlich schlug jemand an die Tür, die im nächsten Augenblick aufgestoßen wurde. Sergeant John Dahl trat aufgeregt ein. »Inspektor!«
»Was gibt’s, Sergeant!«
»Ich habe einen Mann am Apparat, der mit Ihnen sprechen möchte, mit dem Mann, der den Wolf jagt!«
»Stellen Sie durch!« verlangte Sam Taylor, von der Erregung des Sergeants angesteckt. War das ein Hoffnungsschimmer? Es riefen immer wieder Personen an, die meinten, der Polizei einen brauchbaren Hinweis auf das Monster geben zu können.
Taylor und seine Leute gingen jedem Tip nach, wenn die Hoffnung auch noch so gering war, daß dabei etwas herauskam.
Sie hatten nur diese eine Chance, das mordlüsterne Scheusal zur Strecke zu bringen. Viele Hinweise… Kein Erfolg … Dennoch schärfte der Inspektor seinen Leuten ein, auch jeden weiteren Tip mit der gleichen Akribie zu behandeln.
Dahl stellte das Gespräch in sein Büro durch. Als das Telefon anschlug, griff Taylor blitzschnell nach dem Hörer und meldete sich.
»Sind Sie der Mann, der den Wolf jagt, Sir?« fragte der Anrufer.
»Ja, was kann ich für Sie tun?«
»Oh, es ist eher umgekehrt. Ich kann etwas für Sie tun, Inspektor.«
»Und zwar was?« erkundigte sich Taylor.
»Ich glaube, ich weiß, wer der Werwolf ist.«
Der Mann war nicht der erste, der so etwas sagte, dennoch war Sam Taylor wie elektrisiert. »Ich höre«, sagte er, und er spürte, wie ihm warm wurde. Wenn er endlich den richtigen Namen bekommen

würde… Himmel, wäre das schön.

»Er heißt Steve Hodiak, Sir«, sagte der Anrufer, und dann nannte er all die Gründe, die ihn veranlaßten, in Hodiak den gesuchten Killer zu sehen…

***

Auf mein Läuten öffnete Roxane. Schwarzhaarig, grünäugig und schlank war sie, eine echte Schönheit, klug und vorsichtig. Sie war aus meinem Freundeskreis nicht mehr wegzudenken, eine große Hilfe im Kampf gegen finstere Mächte, selbst aber nicht ganz ungefährdet, denn Mago würde wohl niemals aufhören, sie und Oda zu verfolgen. Der Schwarzmagier konnte jederzeit wieder auftauchen, deshalb versuchte Roxane immer auf der Hut zu, sein.

Zur Zeit war sie das ganz besonders, denn sie nahm die Aufgabe, die ich ihr übertrug, sehr ernst.

Ihr war es zu verdanken, daß sich Tucker Peckinpah nach wie vor bester Gesundheit erfreute, daß Professor Kuli sein Ziel nicht erreicht hatte, und daß sein Wurmkiller zu Hause in magischem Tiefschlaf lag.

»Vladek«, rief sie erfreut aus, als sie den Mann an meiner Seite sah.

»Nett, dich wiederzusehen. Was tut sich in der Walzerstadt?«

»Nichts«, erwiderte Vladek Rodensky. »Absolut nichts.«

»Die Wiener sind zu beneiden. Hier war die Hölle los.«

Vladek nickte. »Ich habe davon gehört.«

»Moment, ich bin auch noch da!« meldete sich Cruv hinter uns, stieß uns beiseite und trat energisch vor.

»Guten Tag, Kleiner«, sagte die Hexe aus dem Jenseits amüsiert.

»Ich begrüße dich, mein Augenstern«, erwiderte der Gnom und lüftete seine Melone. Er trug einen Ebenholzstock mit Silberknauf.

In ihm befanden sich die Spitzen des Dreizacks. Es genügte, den Knauf zu drehen, und schon schnellten die magisch geladenen Spitzen unten heraus.

Roxane führte uns zu Tucker Peckinpah. Sechzig Jahre, rundlich, gelichtetes Haar und die unvermeidliche Zigarre im Mund – das war er, wie er leibte und lebte.

Auch er begrüßte Vladek Rodensky sehr herzlich.

»Was Neues von Professor Kull, Partner?« fragte ich ihn.

Der Industrielle schüttelte den Kopf. »Sowie ich etwas in Erfahrung bringe, sind Sie der erste, dem ich es mitteile, Tony.«

Wir setzten uns. Es blieb nicht aus, daß Peckinpah und Rodensky über Geschäfte sprachen. Der Industrielle hatte dem Brillenfabrikanten aus Wien schon so manchen Weg geebnet, und der Fusionierungsvorschlag, den Vladek mit Begeisterung aufgegriffen hatte, war auch von Peckinpah gekommen.

Als das Finanzpalaver zu lange dauerte, warf ich ein: »Interessiert es

Sie nicht, weshalb wir hier sind, Partner? Wir haben Sie nicht aufgesucht, um zu sehen, daß es Ihnen gutgeht und Sie immer noch die Tapeten mit Ihren Stinkbolzen gelb qualmen…«

»Sondern?« fragte der Industrielle.

»Ich möchte Ihnen einen neuen Schatten anhängen«, sagte ich.

»Roxane wird anderweitig gebraucht.«

»Schade«, sagte Peckinpah lächelnd. »Ich konnte mich mit ihr überall sehen lassen. Es gab viele, die mich um meine reizende Begleitung beneideten.«

»Mit mir kann man sich auch sehen lassen«, behauptete der häßliche Gnom.

Peckinpah wies auf den Kleinen und fragte mich: »Er soll mein neuer Schutzengel werden?«

»Ihr Leibwächter, ja«, sagte ich. »Vorausgesetzt, Sie sind damit einverstanden, Partner.«

»Wer schöner ist als ich, der ist geschminkt!« tönte der Gnom und hatte damit einen Lacherfolg.

»Nun ja«, meinte Peckinpah und suchte nach Worten.

»Ich bin zwar nicht so attraktiv wie Roxane«, sagte der Gnom, »dafür habe ich aber andere Vorzüge. Sie können mich zum Beispiel überall hin unbemerkt mitnehmen. Man kann mich leicht in jede Tasche stecken.«

»Also so klein sind Sie nun auch wieder nicht, Cruv«, sagte Peckinpah amüsiert. »Aber ich bin mit dem Tausch einverstanden. Ich sehe ein, daß Roxane nicht länger an diese Aufgabe gebunden bleiben darf, und ich bin davon überzeugt, daß Cruv mich genauso gut beschützen wird wie sie.«

»Das will ich meinen«, behauptete der Knirps selbstbewußt.

Peckinpahs Telefon schlug an. Der Industrielle entschuldigte sich und begab sich zum Apparat. Der Anrufer sprach nur wenige Worte, dann schaltete Peckinpah auf Lautsprecher, damit wir das Gespräch alle mithören konnten.

Wir erfuhren, daß am anderen Ende der Leitung der Chefarzt eines Londoner Krankenhauses war. Der Mann hieß Dr. Bolan, und dieser Dr. Bolan hatte Kummer.

»Gestern nacht wurde bei uns ein Mann namens Leif Stanwyck eingeliefert«, berichtete Bolan. »Übel zugerichtet war er, und ich dachte zunächst, wir würden ihn nicht durchbringen…«

»Ein Unfall?« fragte Tucker Peckinpah.

»Leider nicht«, sagte Dr. Bolan. »Stanwyck wurde überfallen…«

»Rocker?«

»Schlimmer, Mr. Peckinpah! Viel schlimmer! Leif Stanwyck wurde das Opfer eines Werwolfes. Es wundert mich, daß sie davon nichts wissen, Sir. Für gewöhnlich sind Sie auch dann bestens informiert,

wenn die Polizei – wie in diesem Fall – eine Nachrichtensperre verhängt, damit in der Stadt keine Hysterie ausbricht.«

»Mein Informationskanal scheint diesmal verstopft zu sein«, sagte der Industrielle. Er bat den Chefarzt, ihm zu erzählen, was sich ereignet hatte. Wir alle lauschten gespannt den Worten des Anrufers.

»Wie geht es Stanwyck?« erkundigte sich Peckinpah, nachdem Dr. Bolan geendet hatte.

»Verblüffend gut, Sir. Das gibt mir zu denken.«

»Wieso?«

»Weil da irgend etwas nicht stimmen kann. Der Mann erholt sich zu rasch. Ich bin nicht erst seit gestern Arzt, und ich weiß, daß man sich von so schweren Verletzungen nur sehr langsam erholt. Zuerst freute ich mich über den raschen Genesungsfortschritt, doch allmählich macht er mich stutzig. Es scheint da nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Vielleicht sollte man etwas unternehmen. Sie stehen doch in Verbindung mit diesem Privatdetektiv, der sich auf solche Fälle spezialisiert hat. Wie ist doch gleich sein Name?«

»Tony Ballard.«

»Ja«, sagte Dr. Bolan. »Was halten Sie davon, wenn Tony Ballard sich den Patienten mal ansieht.«

»Zufällig ist Ballard anwesend, Dr. Bolan. Er hat das Gespräch mitgehört. Wollen Sie mit ihm persönlich reden?«

»Ja, geben Sie ihn mir.«

Ich stand auf. Peckinpah hielt mir den Telefonhörer entgegen. Ich griff danach und meldete mich. Bolan hatte eine angenehme, melodiöse Stimme.

»Wie denken Sie über die Sache, Mr. Ballard?« wollte der Chefarzt wissen.

»Durch die schwere Verletzung kann Leif Stanwyck den Keim des Bösen in seinen Körper bekommen haben«, sagte ich. »Er stärkt ihn und bewirkt die rasche Genesung.«

»Himmel, und was passiert, wenn der Mann gesund ist?«

»Es besteht die Gefahr, daß er dann zum Werwolf wird.«

»Kann man dagegen nichts tun?« fragte Dr. Bolan schrill.

Was sollte ich ihm darauf antworten? Ich konnte dagegen kaum etwas unternehmen. Vielleicht hatte Mr. Silver eine Idee. Das sagte ich dann auch Dr. Bolan, und ich versprach, meinen Freund sofort anzurufen.

Außerdem kündigte ich an, ins Krankenhaus zu kommen.

Ein Werwolf! Und wir erfuhren erst jetzt davon. Irgendwo lebte er unter mehr als acht Millionen Menschen. Unerkannt. Ein grausamer Mörder, am Tage der harmlose Mann von nebenan, bei Nacht aber eine reißende Bestie, vor der man sich höllisch in acht nehmen mußte.

Das Monster schien allem Anschein nach den Keim des Bösen

weitergegeben zu haben. Leif Stanwyck war davon angesteckt. Wenn Mr. Silver nichts für ihn tun konnte, wäre es besser gewesen, Dr. Bolan und sein Team hätten ihn nicht durchgebracht.

Das klingt zwar grausam, aber Stanwycks Tod wäre ein Ende ohne Schrecken gewesen, während jetzt unter Umständen ein Schrecken ohne Ende auf uns zukam.

Ich drückte auf die Gabel und wählte meine eigene Nummer. Mr. Silver war sofort am Apparat.

»Ist Cruv von meiner Idee begeistert?« fragte der ExDämon.

»Ja, es ist ihm eine Ehre, Tucker Peckinpahs Schutzengel spielen zu dürfen«, antwortete ich. »Hör zu, Silver, da ist ein Problem aufgetaucht, um das wir uns sofort kümmern müssen.« Ich berichtete dem Hünen, was sich ereignet hatte und was zu befürchten war.

»Wo treffen wir uns?« wollte der ExDämon sogleich wissen.

»Am besten im Krankenhaus.«

»Einverstanden«, sagte Mr. Silver und legte auf.

»Vladek!« sagte ich. »Kommst du mit ins Hospital, oder fährst du lieber mit einem Taxi in die Chichester Road zurück?«

Vladek Rodensky öffnete sein Jackett. Ich sah die Mauser in seiner Schulterhalfter. »Ich reise schon lange nicht mehr ohne«, sagte der Brillenfabrikant. »Und kneifen gibt's bei mir nicht.«

»Du bist nicht nach London gekommen, um Werwölfe zu jagen…«

»Das ist richtig, aber wenn ich von so einem Monster höre, ist es für mich eine Selbstverständlichkeit, es zu bekämpfen.«

»Ich komme mit euch«, entschied sich Roxane. Es wäre nicht klug von mir gewesen, die angebotene Hilfe abzulehnen.

»Dann los«, sagte ich.

»Viel Glück«, sagte Tucker Peckinpah. »Hoffentlich ist der Mann noch zu retten.«

»Das hoffe ich auch«, erwiderte ich. »Wollen Sie inzwischen etwas für uns tun, Partner?«

»Alles. Sie brauchen nur zu sagen, was.«

»Mich interessieren alle Einzelheiten dieses Falls. Verschaffen Sie mir die nötigen Informationen. Es gilt nämlich nicht nur, Leif Stanwyck zu helfen. Fast noch wichtiger ist es, den Wolf zu finden, der ihn verletzt hat. Je mehr Sie rauskriegen, desto besser kann ich arbeiten.«

Der Industrielle nickte. »Sie hören von mir, Tony.«

Wir verließen sein Haus. Cruv, der Gnom, blieb bei ihm. Von nun an würden die beiden zusammenbleiben wie siamesische Zwillinge.

Es war ein gutes Gefühl, zu wissen, daß ab sofort ständig jemand auf Peckinpah aufpaßte. Der Mann war für uns nicht nur wertvoll, sondern unersetzlich.

***

Die Tür öffnete sich wieder. Sam Taylor dachte, es wäre Sergeant Dahl. »Sergeant!« sagte er, ohne aufzublicken – er war damit beschäftigt, seine Waffe zu laden –, »Sergeant, es gibt Arbeit!«

»Sind Sie dem blutrünstigen Teufel endlich auf der Spur, Inspektor?« fragte jemand, nicht John Dahl.

Inspektor Taylor kannte die Stimme. Wenn er sie hörte, kam es bei ihm immer zu einem erhöhten Gallenfluß. Er hob den Kopf und blickte in das unsympathische Gesicht des hartnäckigsten, gerissensten und lästigsten Zeitungsreporters von London und Umgebung.

»Was wollen Sie, Delcredy?« fragte Sam Taylor schneidend. Abweisend, beinahe verächtlich, schaute er den Reporter an.

Doch Marc Delcredy hatte keinen Charakter. Man konnte ihn nicht beleidigen, weder mit Worten noch mit Taten. Man konnte ihm getrost einen Tritt geben, der ihn zum Fenster hinausbeförderte, er kam mit Sicherheit grinsend wieder zur Tür herein.

»Ich möchte Ihnen helfen, Inspektor«, behauptete der Reporter.

»So? Dann schließen Sie die Tür, aber von außen.«

»Lieber Inspektor Taylor, Sie wollen doch nicht das gute Klima zwischen Polizei und Presse vergiften. Sie sind auf mich ebenso angewiesen wie ich auf Sie.«

»Irrtum, Delcredy, ich brauche Sie nicht.«

»Die Öffentlichkeit will wissen, was Sie tun. Ich berichte es in unserem Blatt.«

»Auch das stimmt nicht, Delcredy. Wahr ist vielmehr, daß Sie sich alle möglichen Halbwahrheiten aus dem Finger saugen.«

Marc Delcredy lächelte füchsisch. »Wenn Sie mich so dürftig mit Informationen versorgen, muß ich mir den Rest gezwungenermaßen zusammenreimen.«

»Sie haben mich in Ihrem letzten Artikel ziemlich heftig angegriffen. Denken Sie, daß ich das so einfach schlucke? Sie stellen Behauptungen auf, die aus der Luft gegriffen sind. Sie reimen sich die haarsträubendsten Dinge zusammen und gefallen sich in Panikmache.«

»Wer meine Artikel liest, muß die ungeschminkte Wahrheit vertragen können«, sagte der Reporter.

»Ich kriege gleich einen Schreikrampf! Nach all dem, was Sie in den letzten Tagen zusammengeschmiert haben, ist es eine Unverfrorenheit sondergleichen, daß Sie sich heute hierher wagen!«

»Regen Sie sich ab, Inspektor. Machen wir uns doch nicht gegenseitig das Leben schwer.«

»Sie würden einen dicken Pluspunkt von mir kriegen, wenn Sie mich jetzt von Ihrer Gegenwart befreiten!«

»Wie wär's, wenn wir unsere Unterhaltung anderswo fortsetzen würden, Inspektor? In einer Umgebung, in der Sie weniger gereizt

sind. Was halten Sie von einem Drink?«

»Ich bin nicht wie Sie, Delcredy. Ich trinke nicht mit denen, die ich hasse!«

Der Reporter lachte. »Das glaube ich ihnen nicht, Inspektor. Sie hassen mich nicht wirklich.«

»Vielleicht haben Sie recht, weil Sie eine so große Investition an Gefühlen nicht wert sind!«

Sergeant Dahl trat ein.

»Sergeant!« sagte Sam Taylor. »Werfen Sie Delcredy raus!«

Der Reporter hob abwehrend die Hände. »Okay, okay, ich weiche der Gewalt, Inspektor. Aber was ich in meinem Bericht bringe, werden Sie sich nicht hinter den Spiegel stecken.«

»Vorsicht!« knurrte Taylor. »Ich könnte das als gefährliche Drohung auffassen und Sie einlochen.«

»Ich darf dann wohl ein andermal wiederkommen.«

»Sobald ich im Ruhestand bin, sind Sie hier jederzeit gern gesehen«, sagte Taylor ätzend. Er nickte seinem Sergeant zu, und dieser schob den lästigen Reporter mit sanfter Gewalt aus dem Raum. Er drückte ihm die Tür auf die Nase und schüttelte den Kopf.

»Wenn ein fieserer Kerl auf die Welt kommt, muß Delcredy sterben«, sagte Dahl. »Aber es sieht so aus, als würde der Reporter uns alle überleben.«

»Manchmal hätte ich Lust, ihn nach allen Regeln der Kunst zu verdreschen. Weiß der Kuckuck, warum ich es nicht tue.«

Dahl grinste. »Sie sollten sich diesbezüglich wirklich keinen Zwang anlegen, Sir. Das schlägt sich sonst auf Ihren Magen. Und das ist Marc Delcredy nicht wert.«

»Sie sagen es. Erinnern Sie mich daran, wenn er mir nächstens wieder auf die Nerven geht. Und jetzt kommen Sie, wir werden erwartet.«

»Von wem?«

»Von dem Anrufer, der den Mann sprechen wollte, der den Wolf jagt. Hank Wilson ist sein Name. Beruf: Hausmeister. Wenn er recht hat, heißt das Monster Steve Hodiak.«

Sie verließen das Yard-Gebäude, und Sam Taylor fiel auf, daß Marc Delcredy auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf der Lauer lag. Der Reporter wollte wissen, wohin die beiden Polizisten fuhren.

»Das schlägt dem Faß den Boden aus!« wetterte der Inspektor.

»Los«, sagte er zu John Dahl, der den Dienstwagen steuerte, »drücken Sie etwas fester auf die Tube, Sergeant!«

»Ich fürchte, das wird nichts nützen, Sir. Delcredy ist der bessere Autofahrer, das weiß ich.«

»Dann müssen wir ihn uns anders vom Hals schaffen«, brummte Taylor und hakte das Mikrophon los. Er setzte sich mit der

Funkzentrale in Verbindung und forderte einen Streifenwagen an. Er nannte Delcredys Kennzeichen und verlangte, daß man den Fahrer gründlich überprüfte. »Die Kollegen sollen ihn ordentlich auseinandernehmen. Vielleicht entdecken Sie irgendeine Unregelmäßigkeit… Dann gleich festnehmen, nicht lange fackeln!«

»Wird erledigt, Inspektor.«

»Der Mann wird einen Presseausweis vorzeigen, der unter Umständen gefälscht ist. Überprüfen!«

»Okay, Inspektor. Sonst noch Wünsche?«

»Nein, das wäre alles, Ende.«

Sergeant Dahl schmunzelte. »Aber Sir, Sie wissen doch, daß der Presseausweis echt ist.«

»Ich weiß es, Sie wissen es, aber unsere Kollegen, die sich um Delcredy kümmern werden, wissen es nicht«, erwiderte Sam Taylor und kniff die Augen schelmisch zusammen.

Drei Minuten später tauchte hinter Marc Delcredy ein Streifenwagen auf, überholte den Reporter und hielt ihn an. Sam Taylor nickte zufrieden. »Den wären wir los. Also, Sergeant, Sie wissen, wohin Sie nun fahren müssen.«

Das Haus, vor dem der Dienstwagen zehn Minuten später anhielt, war alt, viktorianischer Stil. John Dahl blickte an der Fassade hoch und meinte: »Hier also wohnt der Werwolf.«

»Wenn's wahr ist«, schränkte Sam Taylor ein und betrat als erster das Gebäude.

***

Mit einem Wolf mußten wir sicher rechnen – und zwar mit jenem, der Leif Stanwyck in der vergangenen Nacht so übel zugerichtet hatte. Doch nun war Stanwyck im Begriff, ebenfalls zur Bestie zu werden.

Wenn es meinen Freunden und mir nicht gelang, diese Entwicklung zu stoppen, hatten wir es mit zwei Werwölfen zu tun, und das rief in meinem Magen ein flaues Gefühl hervor.

Vladek Rodensky saß mit verschlossener Miene neben mir, Roxane saß im Fond. Wir hingen unseren Gedanken nach. Mein letzter Werwolf-Fall lag schon geraume Zeit zurück. [6]

Das Abenteuer hatte in Gelsenkirchen stattgefunden und kostete meinen Kollegen Rainer Trissenaar das Leben. Ich hatte in Rainer einen Freund gefunden. Über seinen Tod war ich lange nicht hinweggekommen.

Und nun…? Sollte ich wieder den Tod eines mir nahestehenden Menschen beklagen müssen? Ich streifte Vladek Rodensky mit einem kurzen Blick und fragte mich, ob er im Training war.

Man kann sich nicht kopfüber in einen so gefährlichen Kampf stürzen, ohne topfit zu sein. Ließen Vladeks Geschäfte es zu, daß er

sich für solche Einsätze in Form hielt?

Bei mir war der Job ja schon fast so etwas wie eine Dauerbelastung. Verschnaufpausen waren rar, deshalb kostete ich sie besonders intensiv aus – wenn es mal welche gab.

Ich blickte auf die Armaturenbrettuhr. In spätestens fünf Minuten mußten wir unser Ziel erreicht haben. Mein Mund trocknete aus bei dem Gedanken, daß der Genesungsprozeß des Patienten bereits abgeschlossen sein könnte, denn das hätte bedeutet, daß der Keim des Bösen völlig in Leif Stanwyck aufgegangen war. In diesem Fall konnten wir nichts mehr für ihn tun.

Dann war er an das Böse verloren!

Dann mußten wir ihn töten…

War es nicht irrsinnig? Gestern unternahm Dr. Bolan mit seinem Team alles, um Leif Stanwyck durchzubringen, und heute waren wir vielleicht gezwungen, ihm das Leben zu nehmen, weil es ein schwarzes, vergiftetes, unseliges Leben war, das er in der Brust trug.

Vielleicht kreisten Stanwycks Gedanken jetzt schon um Mord.

Eventuell hatte der Patient sein erstes Opfer schon ins Auge gefaßt.

Himmel! durchfuhr es mir siedendheiß. Ich hätte Dr. Bolan sagen sollen, man möge dem Mann nicht zu nahe kommen.

Es war besser, Leif Stanwyck vorläufig zu meiden. Mr. Silver und Roxane sollten entscheiden, ob der Patient gefährlich oder harmlos war. Sie hatten dafür das nötige Feingefühl.

Alle anderen konnte Stanwyck täuschen. Mr. Silver und Roxane aber nicht. Wenn das Böse ihn ausfüllte, würden es meine Freunde mit ihren hypersensiblen Sensoren ertasten.

Als ich noch meinen magischen Ring besessen hatte, konnte auch ich einen zuverlässigen Test bei Personen wie Leif Stanwyck durchführen. Ich brauchte sie nur mit dem schwarzen Stein zu berühren, und schon gingen sie hoch wie eine Rakete.

Aber der Ring gehörte der Vergangenheit an. Mir kam es mehr als fraglich vor, ob ich ihn jemals wiedersehen würde. Verdammt! Und dabei hatte er mir so viele wertvolle Dienste geleistet. Ich hätte ihn im Hallenbad nicht abnehmen dürfen.

Genau genommen waren die silbernen Wurfsterne nur ein schwacher Ersatz für den Ring. Ich wollte sie gern haben, um meine Ausrüstung zu komplettieren – nicht, um sie gewissermaßen gegen meinen Ring einzutauschen.

Ich bog in die Shaftesbury Avenue ein, und nun war es nur noch ein Katzensprung bis zum Krankenhaus.

Ging es Leif Stanwyck bereits so gut, daß er aufstehen konnte? Lag er etwa schon nicht mehr im Bett? Ich dachte mit Entsetzen an die vielen Menschen im Krankenhaus.

Wenn Stanwyck zum Wolf wurde, waren sie alle in Gefahr!

***

Leif Stanwyck spürte die Veränderung; die mit ihm vorging. Es kribbelte in seinen Armen und Beinen. Glühende Schauer durchrieselten ihn. Schmerzen hatte er schon lange keine mehr, und er fühlte sich fast schon so stark, daß es nicht mehr nötig war, im Bett zu bleiben.

Seltsam, dachte er. Gestern noch glaubte ich zu sterben, und heute ist so viel Kraft und Leben in mir, daß mein Tod nicht nur aufgeschoben, sondern sogar aufgehoben zu sein scheint.

Ihm war tatsächlich, als hätten die Gesetze des Lebens keine Gültigkeit mehr für ihn. Ein Mensch wird geboren, lebt und stirbt schließlich…

Geburt und Leben – ja. Aber der Tod hat für mich keine Gültigkeit mehr, dachte Stanwyck. Es liegt bei mir. Wenn ich will, kann ich ewig leben.

Eigentlich war er tot. Sein anderes Ich war vom Wolf in der vergangenen Nacht getötet worden. Ein neues Ich hatte von ihm Besitz ergriffen. Es ließ ihn rasch gesund werden, durchpulste ihn mit nie gefühlter Kraft und machte ihn hungrig.

Er wandte den Kopf und blickte zum Fenster hinaus. Der Himmel wurde mehr und mehr grau, der Tag ging zur Neige, und das begrüßte Stanwyck. Ohne zu wissen warum, sehnte er die Nacht herbei.

Sie wird dich in sich aufnehmen, sagte er sich, wird dich einhüllen in ihren großen schwarzen Mantel, wenn du dieses Hospital verläßt, und du wirst dich großartig fühlen. Du wirst im fahlen Licht des Mondes baden, seinen trüben Schein trinken und zusätzliche Kräfte erhalten. Stärker als jeder Mensch wirst du sein. Schon in dieser Nacht. Und du wirst ruhelos umherlaufen, wirst erst wissen, was du gesucht hast, wenn du es gefunden hast…

Hunger… Ich habe Hunger … Und Durst …

Es hatte den Anschein, als hätte Schwester Joan das gehört, denn sie öffnete in diesem Augenblick die Tür und betrat mit einem Tablett das Krankenzimmer.

Sie war ein nettes, freundliches Mädchen, liebte ihren Beruf und kam mit allen Patienten gut aus.

»Sooo«, sagte sie lächelnd. »Abendessen gibt's, Mr. Stanwyck. Hoffentlich haben wir auch den erwünschten Appetit.«

Leif Stanwyck warf einen Blick auf das, was sich auf dem Tablett befand, und er wußte, daß es nicht das war, was er brauchte.

Fleisch ja, aber nicht gekocht…

Die Krankenschwester stellte das Tablett neben dem Bett ab und kurbelte das Kopfteil hoch, damit der Patient in Schräglage kam. Sie kam Stanwyck dabei sehr nahe, und er spürte, wie sein Herz aufgeregt zu hämmern begann.

Er roch den zarten Duft, den das junge Mädchen verströmte und leckte sich unwillkürlich die Lippen.

Hunger… Hunger … Aber ich will nicht das, was sich auf diesem Tablett befindet. Ich will … Schwester Joan!

Als er sich dessen klar war, zuckte er erschrocken zusammen. So deutlich hatte er es vor wenigen Augenblicken noch nicht gewußt.

Er gierte nach dem Fleisch dieses Mädchens!

Sie beugte sich arglos über ihn und flößte ihm mit einem Löffel die Suppe ein. »Schmeckt das nicht wunderbar?« fragte sie. »Unser Hospital ist bekannt für seine gute Küche. Wenn Sie alles aufessen, wird es Ihnen bald wieder gutgehen.«

Es geht mir bereits gut! dachte Leif Stanwyck. Er mußte sich zwingen, die Suppe zu schlucken. Viel lieber hätte er Blut getrunken. Das Blut dieses Mädchens.

Ihr kam vor, daß sein linker Arm heute stärker behaart war als gestern, aber sie sagte sich, daß sie sich das wohl einbildete. Auch hatte es den Anschein, als wäre seine Hand größer geworden, auf jeden Fall aber schienen die Fingernägel länger geworden zu sein.

Lange, scharfe, spitz zulaufende Krallen waren es, und Joan Crane nahm sich vor, sie dem Patienten entweder noch heute oder gleich morgen früh abzuschneiden – wie sie eben Zeit dafür hatte.

Nach der Suppe kam das Schweinefleisch. Schwester Joan schnitt es in kleine, mundgerechte Stücke, piekte diese mit der Gabel auf und fütterte damit den dick bandagierten Patienten.

Er riß ihr das Fleisch mit den Zähnen von der Gabel, knurrte, schmatzte und aß mit einer Gier, die dem Mädchen nicht gefiel.

Mein Gott, dachte Schwester Joan, er ißt das Fleisch wie ein Tier…

Beinahe widerlich… Ich habe noch keinen Menschen mit einer solchen Gier schlingen sehen.

Das Fleisch war tot, gekocht, leblos, nicht mehr von Leben und warmem Blut durchpulst, aber es war dennoch Fleisch, deshalb würgte es Leif Stanwyck hinunter, ohne es viel zu kauen.

Die Haare sprossen auf seinem Arm noch dichter, auch länger wurden sie. Der Mann ballte die Hand, die mehr und mehr einer Pranke ähnelte, zur Faust. Es fiel ihm schwer, sich zu beherrschen.

Ein unbändiger, schrecklicher Trieb erwachte in ihm. Er wußte, daß er ihn nicht mehr unterdrücken konnte, wenn es draußen dunkel geworden war. Jetzt vermochte er dagegen noch anzukämpfen.

Aber bald… bald …

Ich hätte das Fleisch nicht zu schneiden brauchen, sagte sich Schwester Joan. Er hätte das ganze Stück auf einmal hinuntergeschlungen… Und die Geräusche, die er dabei macht …

Sie stellte den leeren Teller auf das Tablett. Um Freundlichkeit bemüht, sagte sie: »Sooo, und nun gibt es noch Kuchen zum

Nachtisch.«

»Keinen Kuchen«, knurrte Stanwyck.

»Aber Mr. Stanwyck, wir müssen alles essen, um wieder zu Kräften zu kommen.«

»Keinen Kuchen!«

»Er schmeckt vorzüglich. Probieren Sie ihn mal.«

»Haben Sie nicht gehört, was ich sagte?« herrschte Stanwyck die Krankenschwester an.

»Schon gut«, lenkte sie ein. »Ist ja schon gut, Mr. Stanwyck. Ich habe verstanden. Sie mögen keinen Kuchen. Ich werde es mir merken. Sie dürfen sich nicht aufregen, das ist nicht gut für Sie. Soll ich sehen, ob ich für Sie noch ein Stück Fleisch auftreiben kann?«

Gier trat in seine Augen. »Ja, Fleisch… Aber roh …«

»Liebe Güte, rohes Fleisch kann man doch nicht essen, Mr. Stanwyck!«

»Ich kann!«

»Wissen Sie, daß Sie davon krank werden können?«

»Ich nicht!«

Es überlief die Krankenschwester kalt. Was war nur los mit diesem Patienten? Sein Wesen hatte sich verändert. Heute morgen war er ganz anders gewesen. Freundlich, nett, mit allem zufrieden… Jetzt war er leicht reizbar, ungeduldig, unzufrieden, und er verlangte nach rohem Fleisch! Hatte sich das Erlebnis der vergangenen Nacht, das für ihn bestimmt sehr schrecklich gewesen sein mußte, auf seinen Geist geschlagen?

Irgendwie war dem Mädchen der Patient auf einmal unheimlich.

Obwohl rundum einbandagiert, machte der Mann einen gefährlichen Eindruck. Eine spürbare Bedrohung ging von ihm aus, und Schwester Joan wurde das Gefühl nicht los, daß Leif Stanwyck am liebsten aufgesprungen und über sie hergefallen wäre.

In diesem Mann steckt ein Tier! sagte sie sich, und sie wollte nicht länger mit ihm allein bleiben.

Hinter ihr öffnete sich die Tür, und Joan Crane fiel ein Stein vom Herzen, als sie Dr. Rich sah.

»Ah, mein Leibarzt sieht wieder mal nach mir«, preßte Leif Stanwyck heiser hervor.

Robert Rich fragte: »Wie fühlen wir uns, Mr. Stanwyck?«

»Großartig. Einfach großartig.«

»Sie haben Ihren Nachtisch nicht gegessen, wie ich sehe.«

»Ich hasse Kuchen.«

»Wenn das so ist, wollen wir Sie natürlich nicht damit quälen.«

Der junge Assistenzarzt kannte Dr. Bolans Sorge. Deshalb war er hier. Er wollte nicht, daß die Krankenschwester mit dem Patienten allein war, wenn es draußen dunkel wurde. Er hatte kein gutes Gefühl. »Ist

sonst alles in Ordnung, Schwester Joan?« erkundigte er sich.
Das Mädchen streifte den Patienten mit einem raschen Blick. Sie konnte jetzt nicht sagen, was sie dachte, deshalb antwortete sie: »Ja, Dr. Rich.«
»Ich habe nachgesehen, wo Sie wohnen«, sagte Robert Rich zu Stanwyck. »Wissen Sie, daß wir beinahe Nachbarn sind?«
»So?« erwiderte Leif Stanwyck desinteressiert.
Rich nannte seine Adresse. »Das ist die nächste Querstraße. Eigentlich verwunderlich, daß wir einander noch nie begegnet sind. Sie mußten erst in dieses Krankenhaus eingeliefert werden, damit wir uns kennenlernen.«
Stanwyck hörte kaum zu. Er blickte ständig zum Fenster. Der Himmel war endlich schwarz geworden, der Abend hatte begonnen, und Leif Stanwyck spürte, wie ungeahnte Kräfte aus der Finsternis auf ihn überströmten.
Die Nacht… Sie würde von nun an seine Verbündete sein! Er würde losziehen, wenn es dunkel geworden war, und Jagd machen.
Jagd auf Menschen! Sein Gesicht verzerrte sich zu einem grausamen Grinsen…
Als er der Krankenschwester und dem jungen Assistenzarzt sein Antlitz wieder zuwandte, war es merklich verändert. Joan Crane wich mit einem leisen Schreckenslaut zurück. Beinahe wäre ihr das Tablett, das sie soeben aufgehoben hatte, aus den Händen gefallen.
Sie zitterte so heftig, daß das Geschirr klapperte.
An manchen Stellen wuchs grauer Flaum in Stanwycks Gesicht.
Die Augen hatten eine andere Farbe bekommen, und die Nase hatte sich verändert. Zwar hatte der Mann noch menschliches Aussehen, aber er sah sich selbst nur noch entfernt ähnlich.
»Mein Gott, Dr. Rich!« entfuhr es Schwester Crane. »Was ist mit dem Mann?«
»Raus!« zischte Rich aufgeregt. »Schnell raus, Schwester!«
Im selben Moment passierte es!
Der Patient schien zu explodieren. Er schleuderte knurrend die Decke zur Seite und schnellte aus dem Bett. Mit messerscharfen Krallen schlitzte er die Bandagen auf und fetzte sie sich vom Leib.
Joan Crane und Robert Rich sahen, daß alle Wunden – selbst die tiefsten – verheilt waren. Haarbüschel sprossen aus den Narben.
Die Krankenschwester stieß einen gellenden Schrei aus.
Robert Rich packte sie und riß sie hinter sich.
Stanwyck – noch Mensch, aber unaufhaltsam auf dem Weg zum Werwolf – folgte dem Mädchen mit gierigen Augen. Er wollte sie haben. Nicht Dr. Rich. Etwas an dem stieß ihn ab. Nein, er wollte die Krankenschwester!
»Fliehen Sie!« rief der Assistenzarzt.

»Aber…«
»Hinaus, Joan! Ich versuche ihn aufzuhalten! Alarmieren Sie Dr. Bolan!«
Der Patient kam mit einem ohrenbetäubenden Gebrüll näher. Jetzt ließ die Krankenschwester das Tablett fallen. Es war ihr unmöglich, auch nur eine Sekunde länger in diesem Raum zu bleiben.
Sie befürchtete das schlimmste für Dr. Rich. Wollte der junge Arzt sich für sie opfern? War er bereit, sein Leben zu geben, um ihres zu retten? Sie riß die Tür auf und stürmte kreischend auf den Gang.
Und Dr. Rich warf sich dem gefährlichen Mann entgegen. Todesmutig griff er ihn an. Mit ausgebreiteten Armen wollte er Leif Stanwyck packen und festhalten, bis Hilfe kam.
Schwester Joan alarmierte mit ihrem Geschrei das ganze Krankenhaus. Kräftige Helfer würden kommen, und gemeinsam würde es ihnen gelingen, Stanwyck zu überwältigen.
Sie würden ihn mit breiten Lederriemen auf das Bett schnallen und auf das Eintreffen des von Dr. Bolan verständigten Mr. Ballard warten. Wenn Stanwyck erst festgebunden war, stellte er für Personal und Patienten keine Gefahr mehr dar.
Doch vorläufig war Dr. Rich noch allein, und wenn es ihm nicht gelang, den Tobenden aufzuhalten, brach im Krankenhaus ein Chaos aus.
Stanwyck umschlang den Assistenzarzt gleichfalls. Er preßte Dr. Rich an sich, daß dessen Rippen knackten, und hob ihn hoch. Er drehte sich mit ihm und ließ sich zu Boden fallen.
Rich fiel mit. Er versuchte nach oben zu kommen, wälzte sich mit dem Patienten nach rechts und hieb mit seinen Fäusten auf ihn ein.
Kampfunfähig wollte er den Mann schlagen, doch Leif Stanwyck steckte die Treffer mühelos weg, zeigte nicht die geringste Wirkung.
Jetzt wälzte sich der Patient zur Seite. Robert Rich konnte es nicht verhindern.
Draußen waren aufgeregte Stimmen zu hören. Auch die des Chefarztes.
»Zurück!« rief Dr. Bolan. »Machen Sie Platz! Ich bitte Sie, gehen Sie wieder auf Ihre Zimmer!« Das galt den Patienten, die von den grellen Schreien der Krankenschwester angelockt worden waren.
»Machen Sie sich keine Sorgen! Wir haben alles unter Kontrolle!«
Ein Faustschlag traf Dr. Richs Gesicht. Ihm wurde für einen Moment schwarz vor den Augen. Er konnte sich nicht mehr verteidigen. Leif Stanwyck hätte ihn jetzt leicht töten können, doch irgend etwas hielt ihn davon ab.
Steckte noch ein winziger guter Kern in ihm?
Der Patient sprang auf.
Zwei bärenstarke Männer stürzten zur Tür herein. Es waren die

kräftigsten Krankenpfleger, die es in diesem Hospital gab. Wenn es galt, einen renitenten Patienten zu »beruhigen«, ließ Dr. Bolan immer sie rufen.

Sie wußten, wie man das machte, verstanden ihr Handwerk, und ihnen stand die hierfür erforderliche rohe Kraft zur Verfügung. Wie Catcher sahen sie aus. Muskelberge, deren bloßes Erscheinen manchmal schon genügte, um einen Patienten gefügig zu machen.

Leif Stanwyck konnten sie jedoch nicht beeindrucken.

Er griff sie sofort an.

Sie waren bestens aufeinander eingespielt. Während der eine den Patienten ablenkte, versuchte ihn der andere in seine Gewalt zu bringen, und wenn ein Griff einmal saß, war die Chose in den meisten Fällen schon so gut wie gelaufen.

Sie machten es wie immer, konnten sich nicht vorstellen, daß ihnen Stanwyck gewachsen war. Sie glaubten nicht, daß der Mann ihnen ernsthaft Schwierigkeiten machen konnte.

Miller – einer der beiden Krankenpfleger – stieß Stanwyck mit seinen flachen Händen zurück.

»Ruhig«, sagte Brand, der andere. »Ganz ruhig, Mr. Stanwyck. Wir sind Ihre Freunde. Wir wollen Ihnen nichts tun!«

Der Patient wuchtete sich ihnen sofort wieder entgegen. Sie wichen zum Schein zur Seite, ließen ihn dann aber nicht durch, sondern schnappten zu wie die Backen eines Fangeisens.

Endlich kam Robert Rich auf die Beine. Als er sah, daß Miller und Brand den Patienten festhielten, eilte er ihnen zu Hilfe. Brand versuchte Stanwyck den Arm auf den Rücken zu drehen, doch so sehr er sich auch anstrengte, es gelang ihm nicht.

Verdammt! durchfuhr es ihn. Was hat der Kerl denn in unserem Krankenhaus zu suchen? Der strotzt ja vor Kraft und Gesundheit!

Zwei Mann… Nein, drei … Und wir werden nicht mit ihm fertig!

Das gab’s noch nie! Der Bursche muß die Kraft der Hölle in sich haben!

Unbewußt traf Brand damit ins Schwarze. Kein normaler Mensch wäre in der Lage gewesen, sich diesen drei Männern zu widersetzen.

Schwitzend und keuchend versuchten sie Leif Stanwyck niederzuringen. Vergeblich. Mit einem wütenden Gebrüll schüttelte er sich, schlug mit harten Pranken um sich…

Und dann war er frei!

***

Als ich den Peugeot vor dem Krankenhaus stoppte, traf ein Taxi ein, aus dem Vicky Bonney und Mr. Silver stiegen. Ich kann nicht sagen, daß ich besonders erbaut war, meine Freundin hier zu sehen, denn schließlich konnte in diesem Krankenhaus in Kürze die Hölle los sein,

und in so einem Fall war es mir verständlicherweise lieber, wenn sich Vicky so weit wie möglich weg vom Schuß befand.

Als der ExDämon mein Gesicht sah, kam er auf mich zu und raunte: »Was sollte ich machen? Sie wollte unbedingt mitkommen.«

»Du hättest sie hypnotisieren können.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Doch.«

»So etwas darfst du von mir nicht verlangen, Tony.«

»Du hättest es ja nur zu ihrem Schutz getan.«

»Trotzdem, ich…«

»Hört mal, ihr beiden, was gibt's denn zu munkeln?« fragte Vicky Bonney und kam zu uns. Sie sah mich an und fuhr fort: »Oh, ich glaube, ich weiß es. Du solltest dich freuen, daß ich bei dir bin, Tony.«

»Ich freue mich immer – wenn alles in Butter ist…«

»Wann ist es das schon mal?«

»Diskutiert zu Hause weiter«, verlangte Mr. Silver. »Jetzt müssen wir uns um Leif Stanwyck kümmern.«

Wir wandten uns dem Eingang zu. Da gab der grelle Schrei eines Mädchens das Startzeichen. Wir stürmten los.

»Du bleibst in meiner Nähe!« rief ich Vicky Bonney zu.

Vladek Rodensky zog die Mauser, 9 mm, Modell HSc. Die Waffe war – wie mein Colt Diamondback – mit geweihten Silberkugeln geladen. Die Erfahrung hatte den Brillenfabrikanten gelehrt, daß es besser war, die Kanone immer bei sich zu tragen.

Der Teufel schläft nicht, heißt es, und in ganz besonderem Maße traf das auf uns zu, die wir uns dem Kampf gegen die schwarze Macht verschrieben hatten.

Innerhalb weniger Augenblicke glich das ganze Hospital einem riesigen Bienenstock, unter dem jemand ein Feuer angezündet hat.

Panik – vom Dach bis zum Keller.

Leif Stanwyck sorgte für diese Aufregung. Hatte uns Dr. Bolan zu spät alarmiert? Mußten wir Stanwyck abschreiben? Oder bestand noch Hoffnung, ihn zu retten?

Wenn der Keim des Bösen noch nicht vollends von ihm Besitz ergriffen hatte, konnten ihn Mr. Silver und Roxane mit ihrer starken Magie eventuell noch retten.

Falls es den beiden gelang, diesen unseligen Keim zu zerstören, würden die Wunden wieder aufbrechen, aber das war das kleinere Übel, denn dann würde Leif Stanwyck wieder nur Mensch sein – während er jetzt im Begriff war, zur gefährlichen Bestie zu werden.

Ich wünschte das ihm und uns nicht, denn wenn die Hölle ihn voll umklammerte, war es unsere traurige Pflicht, ihm das schwarze Leben zu nehmen.

Mit langen Sätzen stürmte ich durch die Aula. Vicky Bonney und Vladek Rodensky flankierten mich. Wir hasteten auf einen der Fahrstühle zu. Mr. Silver und Roxane verzichteten auf den Lift.

Der ExDämon und die Hexe aus dem Jenseits liefen zur Treppe.

Sollte Leif Stanwyck ihnen dort entgegenkommen, würden sie für ihn zu einem Hindernis werden, das er nicht überwinden konnte.

Ich schlug mit der flachen Hand ungeduldig auf den Rufknopf.

Die Katastrophe mußte sich nach meiner Schätzung irgendwo zwischen dem vierten und sechsten Stock abspielen. Das bedeutete, daß wir zur sechsten Etage hochfahren und dann die Treppe hinunterjagen würden.

So konnten wir Stanwyck – der mit Sicherheit versuchen würde, das Krankenhaus zu verlassen – in die Zange nehmen. Zwischen zwei Mühlsteinen würde er aufgerieben. Mühlstein eins: Roxane und Mr. Silver, Mühlstein zwei: Vicky Bonney, Vladek Rodensky und ich.

»Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir ihn nicht kriegen«, knurrte Vladek.

Endlich traf die Kabine ein. Wir stiegen ein. Ich drückte auf Knopf Nummer sechs, und der Fahrstuhl setzte sich mit einem sanften Ruck in Bewegung. Meine Handflächen wurden feucht. So viele Abenteuer hatte ich schon hinter mir, aber ich konnte die Nervosität nicht ablegen. Sie befiel mich immer wieder aufs Neue.

Vielleicht war das gut so. Ein abgebrühter Mann erstarrt zu leicht in seiner Routine. Vielleicht nimmt er seinen Job dann auch nicht mehr so ernst, wie er ist, und das ist ein Fehler, den man sich im Kampf gegen die Ausgeburten der Hölle nicht leisten darf, denn der kann einem sehr schnell zum Verhängnis werden. Darauf wartete die Gegenseite ja nur…

Vicky Bonney öffnete ihre Handtasche und holte ihre Derringer-Pistole heraus. Sie nahm die Waffe in die linke Hand und griff noch einmal in die Tasche, um einen gut in der Hand liegenden Wurfstern in die Rechte zu nehmen.

Sechste Etage.

Der Fahrstuhl hielt an, die Tür öffnete sich, und im selben Augenblick sahen wir Leif Stanwyck. Es gab nicht den geringsten Zweifel, daß er es war. Man brauchte den Mann nur anzusehen, um zu wissen, daß er bereits ein halbes Monster war…

***

1956

Hank Wilson war ein kleiner Mann mit rundem Kopf und wasserhellen Froschaugen, die er bedeutungsvoll und ängstlich rollte, als er den Yard-Männern die Tür öffnete.

»Mr. Wilson?« fragte Sam Taylor.

»Ja.«
»Ich bin Inspektor Taylor.« Er wies auf seinen Begleiter. »Das ist Sergeant Dahl.«
Wilson nickte unterwürfig. »Kommen Sie herein, meine Herren. Entschuldigen Sie die Unordnung in meiner Wohnung. Ich bin zur Zeit allein. Meine Frau ist auf Kur. Sie hat's mit den Bandscheiben. Das wird nicht mehr, sagte der Doktor, aber sie erhofft sich zumindest eine Linderung.«
Wilson nahm ein paar Kleidungsstücke von den Sesseln und bot den Polizisten Platz an. Doch Taylor und Dahl setzten sich nicht.
»Sie halten Steve Hodiak für den Werwolf«, sagte Sam Taylor.
Wilson nickte wieder, diesmal eifrig, und er sagte mit gedämpfter Stimme, als befürchte er, Hodiak könne ihn hören: »Ich bin davon überzeugt, daß er es ist, Inspektor. Ich bin ja so froh, daß meine Frau weit genug von hier weg ist. Am liebsten würde ich ja auch verschwinden, aber man hat Verpflichtungen. Wenn ich meine Arbeit vernachlässige, wirft mich der Hausbesitzer raus, dann sitze ich auf der Straße, und wohin soll heutzutage ein fünfzigjähriger Mann?«
Er hob den Blick und starrte zur Zimmerdecke. »Er wohnt direkt über mir. Immer wenn ein grauenvoller Werwolfmord verübt wurde, war Steve Hodiak nicht zu Hause.«
»Das kann Zufall gewesen sein«, sagte Sergeant Dahl.
»Natürlich, Sergeant, das könnte ein Zufall sein, da will ich Ihnen nicht widersprechen. Aber dieses Toben, Heulen und Knurren in Vollmondnächten… Ich weiß, daß Hodiak keinen Hund hat … Manchmal glaube ich, er schlägt dort oben alles kurz und klein, und kurz darauf rennt er aus dem Haus. Immer nachts. Und bei Vollmond treibt er es am tollsten.«
»War er gestern nacht auch außer Haus?« fragte Inspektor Taylor.
»Klar.«
»Wissen Sie zufällig, wann er nach Hause kam?«
Hank Wilson nannte die Zeit, und Sam Taylor warf dem Sergeant einen bedeutungsvollen Blick zu. Die Zeit kam hin. Hodiak konnte das Mädchen auf dem Sportplatz getötet und sich anschließend nach Hause begeben haben.
»Haben Sie Steve Hodiak gestern nacht vielleicht auch gesehen?«
fragte Sam Taylor hoffnungsvoll.
»Nur von hinten, im finsteren Flur. Ich sah durch den Türspion.«
»Fiel Ihnen an dem Mann irgend etwas auf?«
»Ja, er schien verletzt zu sein.«
»Was sagen Sie dazu, Sergeant?« fragte Taylor hastig.
»Mir scheint, wir befinden uns endlich an der richtigen Adresse, Sir«, gab John Dahl zurück.
»Kommt mir auch so vor.« Taylor wandte sich wieder an den

Hausmeister. »Ist der Mann jetzt zu Hause?«

Wilson schüttelte den Kopf. »Er verließ das Haus vor einer halben Stunde.«

»Wohin ist er gegangen?«

»Keine Ahnung. Denken Sie, ich habe den Mut, ihm zu folgen? Es kostete mich schon große Überwindung, Sie anzurufen. Es geschah aus reinem Selbsterhaltungstrieb. Bisher hat der Wolf in dieser Gegend noch nicht zugeschlagen, aber wer kann sagen, daß das so bleibt. Wenn Hodiak der Blutrausch überkommt, kann er jederzeit auch hier bei mir auftauchen. Das hielt ich mir vor Augen, als ich zum Telefon griff. Ich bin nicht scharf darauf, von dieser Bestie zerfleischt zu werden.«

»Verständlich«, sagte John Dahl.

»Wer ist das schon«, bemerkte Sam Taylor. »Wann kommt Hodiak Ihrer Meinung nach wieder?«

Wilson hob die Schultern und zog die Mundwinkel nach unten.

»Ich weiß es nicht. Er kann eine Stunde fortbleiben, einen halben Tag, den ganzen Tag…«

»Erlauben Sie uns, hier auf ihn zu warten?« fragte der Inspektor.

Hank Wilson verzog das Gesicht. »Nun, ich… Sie müssen mich verstehen, Inspektor … Ich bin nicht gerade ein Held, würde gern anonym bleiben. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Hodiak nicht erführe, daß ich Sie informiert habe … Ehrlich gesagt, ich habe furchtbare Angst, deshalb möchte ich mit dieser Sache nichts zu tun haben. Ich habe meine Pflicht als Staatsbürger erfüllt und Sie informiert. Alles Weitere ist nun Ihre Sache.«

»Wenn wir Steve Hodiak kriegen, haben Sie von ihm nichts mehr zu befürchten«, sagte Sergeant Dahl.

»Ja, *wenn*! Wenn Sie seiner aber nicht habhaft werden? Wenn es ihm gelingt, auszurücken? Was wird dann aus mir? Er wird sich grausam rächen. Das tut er, darauf können Sie sich verlassen. Dann habe ich damit, daß ich mich an Sie wandte, genau das Gegenteil von dem erreicht, was ich erreichen wollte. Es wäre mir lieber, wenn Sie in seiner Wohnung auf ihn warten würden. Ich besitze einen Generalschlüssel, könnte Ihnen die Tür zu Hodiaks Wohnung aufschließen.«

»Mann, warum sagen Sie das denn nicht gleich?« erwiderte Dahl.

»Das ist uns natürlich noch lieber«, sagte Inspektor Taylor.

Hank Wilson hatte es eilig, den Schlüssel zu holen. »Wie soll ich mich verhalten?« fragte er.

»Ganz normal«, meinte John Dahl.

»Ich fürchte, das werde ich nicht können. Wenn ich heute Steve Hodiak sehe… Ich glaube, dann drehe ich durch.«

»In diesem Fall ist es dann wohl das Beste, wenn Sie weggehen«,

sagte Sam Taylor.
»Okay. Das gefällt mir schon besser. Und wie lange?«
»Wir wissen nicht, wann Hodiak nach Hause kommt.«
»Ach ja, richtig.«
Sie verließen die Wohnung des Hausmeisters, der inständig hoffte, daß Steve Hodiak nicht ausgerechnet jetzt heimkam. Mann, dann hätte er die Beine in die Hand genommen…
Im ersten Stock blieb Hank Wilson vor einer dunkelbraun lackierten Tür stehen. »Hier ist es.«
»Gut, schließen Sie auf!« verlangte Sam Taylor.
Mit zitternder Hand schob der Hausmeister den Generalschlüssel ins Schloß. Gleich darauf schwang die Tür zur Seite. Niemand hätte Wilson dazu bewegen können, die Wohnung zu betreten.
»Ich wünsche Ihnen viel Glück«, sagte er.
»Danke«, entgegnete der Inspektor.
»Werden Sie ihn töten? Sie müssen ihm das Leben nehmen.«
»Wir werden sehen«, sagte Sam Taylor.
»Aber es klappt nur mit Silber… Geweihtes Silber ist noch besser…«
»In unseren Dienstwaffen befinden sich geweihte Silberkugeln«, sagte Sam Taylor. »Beruhigt Sie das?«
»Ungemein, denn über gewöhnliche Kugeln würde Hodiak nur lachen.«
»Gestern kam er gerade noch mal davon«, sagte Taylor, »aber heute kriegen wir ihn, ganz sicher.«
»Wenn Sie ihn nur anschießen, wenn Sie ihn nur verletzen… Sie müssen gut zielen …«, stammelte der Hausmeister heiser vor Aufregung. »Ich besitze ein altes Buch. Nie hätte ich gedacht, daß ich da jemals hineinsehen würde. Ich lese im allgemeinen keine Bücher. In diesem Buch, da steht etwas von einer Wolfsnacht, Inspektor. Sie ist etwas ganz Besonderes für Werwölfe. In solchen Nächten sind sie besonders stark. Es hängt mit der Konstellation irgendeines Höllengestirns zusammen. Dadurch werden diese Ungeheuer auf eine spezielle Weise bestrahlt, und sie sind in der Lage, Dinge zu tun, zu denen sie in anderen Nächten nicht fähig sind.«
»Zum Beispiel«, sagte der Inspektor interessiert.
»Seelenwanderung… In der Wolfsnacht kann das Scheusal von einem Körper in einen anderen schlüpfen. Von Hodiaks in meinen … oder … in Ihren … Alle siebenundzwanzig Jahre gibt es eine solche Wolfsnacht. Die Daten sind in meinem Buch angeführt …«
»Ich vermute, Sie wollen uns sagen, daß die nächste Wolfsnacht bevorsteht«, meinte Sam Taylor.
Wilson nickte.
»Wann?« wollte der Inspektor wissen.
»Heute nacht ist es soweit. Dann gibt es erst wieder eine Nacht im

Jahre 1983.«

»Steht sonst noch Wissenswertes in Ihrem alten Buch?«

»Soll ich es holen?«

»Nicht nötig«, sagte der Inspektor. »Ich habe jetzt keinen Kopf zum Lesen.«

»Das kann ich verstehen, Inspektor. Das kann ich sehr gut verstehen…« Der Hausmeister tänzelte von einem Bein auf das andere.

»Also dann werde ich Ihren Rat jetzt befolgen und weggehen. Hoffentlich kommt Steve Hodiak nicht erst nach Einbruch der Dunkelheit nach Hause, denn dann werden Sie es verdammt schwer mit ihm haben.«

Der Inspektor schloß die Tür und begab sich mit Sergeant Dahl ins Wohnzimmer. John Dahl sog die Luft durch die Nase ein.

»Fällt es Ihnen auch auf?« fragte der Inspektor und nickte.

»Raubtiergeruch«, sagte Dahl.

»Wenn wir hier nicht richtig sind, fresse ich einen Besen«, sagte Sam Taylor. Überall war die scharfe Ausdünstung des Wolfes zu riechen. Sie hatte sich in Vorhänge und Tapeten gezogen, in Teppiche und Polstermöbel.

Dahl und Taylor sahen sich gründlich in der Wohnung um. Nichts wies darauf hin, daß Steve Hodiak Verwandte oder Freunde hatte.

»Ein Einzelgänger«, sagte John Dahl.

»Unser Mann, Sergeant«, behauptete Inspektor Taylor und setzte sich in einen Sessel. »Hoffentlich läßt er nicht allzu lange auf sich warten.«

Der bullige Sergeant trat ans Fenster und blickte auf die Straße hinunter.

»Weg vom Fenster«, sagte Taylor. »Wenn er Sie sieht, rückt er aus, und wir haben noch mal das Nachsehen. Dann aber wahrscheinlich für immer.«

Dahl trat zurück. Er wischte sich über die Augen. »Warum mußte ich eigentlich Polizist werden? Mein Vater hätte mir einen ruhigen Job in einer großen Bank verschaffen können, aber nein, ich bestand darauf, auf die Polizeischule zu gehen.«

»Auch die Arbeit eines Bankbeamten kann manchmal sehr aufregend sein. Denken Sie nur an einen Überfall.«

»Kein Vergleich zu meiner Tätigkeit. Es gibt genug Bankbeamte, die ihr ganzes Leben nie überfallen werden. Bei uns finden diese Überfälle – wenn Sie so wollen – jeden Tag statt. Täglich diese Aufregungen. Immer steht man mit einem Bein im Grab. Wie um alles in der Welt hält ein Mensch das alles aus?«

»Ich weiß nicht, aber wir tun es«, sagte der Inspektor schmunzelnd.

»Fragt sich nur, wie lange.«

»Jammern Sie getrost weiter, wenn es Ihnen guttut. Ich weiß, daß Sie mit Leib und Seele Polizist sind.«

»Ich muß verrückt sein.«

»Als Bankbeamter wären Sie bestimmt todunglücklich«, sagte Taylor.

»Ich sag's ja, ich muß verrückt sein.«

Die Zeit verrann wie zähflüssiger Sirup. Sam Taylor und John Dahl wurden auf eine harte Probe gestellt. Ihre Nerven waren so straff gespannt wie Klaviersaiten – und das über Stunden. Sie waren hungrig, doch sie harrten aus. Keiner verließ die Wohnung, denn je länger sie warteten, desto größer wurde die Wahrscheinlichkeit, daß Steve Hodiak aufkreuzte.

Allmählich setzte die Dämmerung ein. Der Abend kam. Die Wolfsnacht begann!

John Dahl nagte unentwegt an seiner Unterlippe. »Verdammt, warum kommt er denn nicht endlich nach Hause?«

»Er wird kommen.«

»Vielleicht streunt er schon wieder durch die Stadt, auf der Suche nach einem Opfer, während wir hier herumsitzen und auf ihn warten!« stöhnte der Sergeant.

»Er wird kommen«, wiederholte Sam Taylor. »Ich weiß es. Ich fühle es.«

Sie saßen in der finsteren Wohnung und warteten weiter. Es wäre sträflicher Leichtsinn gewesen, Licht zu machen, denn damit hätten sie Steve Hodiak gewarnt und verscheucht.

Und dann – endlich – Schritte…

Dahl und Taylor sprangen hoch. Sie zogen ihre Waffen und entsicherten sie. Die Schritte näherten sich der Wohnungstür.

»Er kommt!« keuchte John Dahl.

»Wurde auch Zeit«, zischte der Inspektor.

Sie liefen zur Wohnzimmertür und postierten sich links und rechts davon. Die Falle stand. Jetzt mußte der Werwolf nur noch hineintappen. Ein Schlüssel schabte kurz im Schloß.

Dann öffnete sich die Tür, und Steve Hodiak betrat seine Wohnung. Er machte in der Diele Licht, blieb stehen, ging nicht weiter.

Die beiden Yard-Männer standen unter Hochspannung.

Dicke Schweißtropfen glänzten auf John Dahls Stirn, und Inspektor Taylor bebte innerlich. Noch nie im Leben hatte er sich so sehr aufgeregt.

Komm! dachte Taylor. Verflucht noch mal, so komm doch endlich!

Aber Steve Hodiak rührte sich nicht von der Stelle. Etwas hatte ihn stutzig gemacht. Mißtrauisch blickte er Richtung Wohnzimmer.

Selbst als Mensch hatte er eine feine Nase, und die verriet ihm, daß sich jemand in seiner Wohnung befand.

Für einen kurzen Moment war er unschlüssig. Eine Vielzahl von Gedanken wirbelte durch seinen Kopf. War er gefährdet? Ganz genau erinnerte er sich noch an die gestrige Nacht.

Sie hatten ihn auf der Baustelle eingekreist. Er hatte sie nicht ernst genommen. Schließlich waren die Polizisten normal bewaffnet gewesen. Aber dann waren zwei Männer aufgetaucht, die geweihte Silberkugeln mit ihren Waffen verschossen, und zum erstenmal hatte er den Tod vor Augen gehabt, ein qualvolles Ende…

Selbst heute hatte er noch Schmerzen in Hüfte und Schulter, obwohl er sich Kraft, Leben und Energie dieses rothaarigen Mädchens geholt hatte und obwohl Wolfsnacht war und er sich stärker als in allen anderen Nächten fühlte.

Hatten diese beiden Männer seine Spur wiedergefunden? Warteten sie im Wohnzimmer auf ihn? Wenn ja, war es nicht ratsam, einen Schritt weiterzugehen. Wozu sollte er etwas riskieren?

Lieber einmal feige sein und am Leben bleiben, als an falschem Mut zugrunde zu gehen.

Noch schwankte Steve Hodiak, denn in ihm rumorte eine entsetzliche Wut. Er haßte diese beiden Männer, die ihn jagten und es sich zum Ziel gesetzt hatten, ihn zur Strecke zu bringen.

Dieser Haß nagelte ihn hier noch fest. Er spürte den unbändigen Drang in sich, die Männer zu töten, die sich erdreisteten, in seine Wohnung einzudringen.

Sollte er ihnen als Mensch gegenübertreten und sie frech anschnauzen? Sie hatten kein Recht gehabt, diese Wohnung ohne seine Erlaubnis zu betreten. Er konnte sie hinauswerfen.

Aber sie würden wiederkommen und unangenehme Fragen stellen. Eine falsche Antwort genügte, dann saß er fest.

Nein, es gab nur zwei Möglichkeiten für ihn: Angriff oder Flucht!

Er entschied sich für letzteres, den Haß unterdrückte er. Vielleicht würde sich ein andermal eine Gelegenheit ergeben, sich die Jäger einzeln zu holen. Zu einem Zeitpunkt, wo sie nicht damit rechneten – dann, wenn er nicht mehr verletzt war. Die Wolfsnacht würde die Heilung beschleunigen. Er würde bald wiederhergestellt sein.

Dann wird abgerechnet! dachte Steve Hodiak. Erst dann, nicht jetzt!

Er schwang herum.

Sam Taylor hörte die Bewegung. Der Kerl türmt! schoß es ihm durch den Kopf. Gleichzeitig handelte er. Mit einem Sprung stand er im Türrahmen. Combat-Stellung. Er visierte Steve Hodiak beidhändig an.

»Stop, Hodiak!« schrie er. »Scotland Yard! Keine Bewegung!«

Der Mann erstarrte. Den Rücken Sam Taylor zugewandt, stand er da. Ganz langsam hob er die Hände. Noch waren es Hände, aber schon bald konnten es Pranken sein…

Der Inspektor konnte nicht sehen, wie sich Hodiaks Gesicht veränderte. Aus der hellen Haut sprossen Haare.

Es ging sehr schnell, und gleichzeitig wurde aus Steve Hodiaks Mund eine längliche Schnauze.

Lange Reißzähne blitzten im Licht der Deckenleuchte, und ein dumpfes, haßerfülltes Knurren, das die Bestie nicht unterdrücken konnte, entrang sich der Kehle.

Sergeant John Dahl trat hinter den Inspektor.

»Umdrehen!« befahl Taylor. »Aber ganz langsam!«

Der Werwolf gehorchte, und nun verwandelten sich auch seine Hände, wurden zu krallenbewehrten Pfoten. Der große, kräftige Wolf rechnete damit, daß sein grauenerregendes Aussehen die beiden Männer schockte.

Ein kurzes Zögern würde ihm genügen.

Ohne daß es die Yard-Leute merkten, spannte er seine Muskeln, und dann sprang er vorwärts.

Dahl stieß einen heiseren Schrei aus. Er feuerte an Taylor vorbei, wollte wiedergutmachen, was er in der vergangenen Nacht verdorben hatte. Sam Taylor war gezwungen, auszuweichen, bevor er den Stecher durchzog, denn selbst wenn er den Wolf getroffen hätte, hätte dessen Pranke ihn gefällt.

Deshalb brachte er sich vor dem Monster zuerst in Sicherheit und schoß erst dann – überhastet!

Seine Kugel verfehlte ihr Ziel, doch diesmal hatte John Dahl Glück. Er erwischte die Bestie.

Da nützte nicht einmal die Wolfsnacht!

Das geweihte Silber hieb in den Leib des Untiers und warf es zur Tür hinaus, zurück bis zur Treppe und diese hinunter. Dabei stieß das Monster ein markerschütterndes Gebrüll aus.

»Bravo, Sergeant!« rief Sam Taylor begeistert. »Diesmal machen wir ihn fertig!«

Steve Hodiak rollte rückwärts die Treppe hinunter.

Die Kraft floß mit seinem schwarzen Dämonenblut aus ihm. Blut tropfte auch aus seinem hechelnden Maul. Hart landete er am Ende der Treppe. Oben setzten die Jäger nach. Sie wollten ihm den Rest geben.

Er sprang auf. Furchtbare Schmerzen wollten seinen Brustkorb zerreißen. Auf der Treppe klopften die Schritte der Polizisten. Noch eine Kugel, und er würde nicht mehr fliehen können, das spürte der Werwolf.

Gehetzt brachte er sich in Sicherheit. Torkelnd erreichte er das Haustor, riß es auf, stürmte auf die finstere, menschenleere Straße.

Er, der so viele Menschen gejagt hatte, war plötzlich selbst ein Gejagter. Bevor die Polizisten aus dem Haus traten, bog er um die Ecke, aber es war leicht, ihm zu folgen, denn auf dem Asphalt glänzte sein Blut.

Wolfsnacht! Hilf! Wolfsnacht! Mach mich stark! Laß mich diese entsetzlichen Schmerzen überwinden! schrie es in Steve Hodiak.

Taylor und Dahl hatten endlich den Sieg über die Bestie vor Augen, und sie setzten ein, was sie geben konnten, um das Untier zur Strecke zu bringen. Den Blick auf die Blutspur geheftet, erreichte Inspektor Taylor die dunkle Seitengasse.

Die Finsternis schien das Scheusal verschluckt zu haben.

»Himmel!« entfuhr es Sam Taylor. »Wenn die Wolfsnacht ihm beisteht, werde ich wahnsinnig!«

Noch konnten sie der Blutspur folgen, aber nicht mehr lange. Was in gewöhnlichen Nächten nicht möglich gewesen wäre, gab es in dieser Nacht, die nur alle siebenundzwanzig Jahre wiederkehrte.

Die Blutung hörte auf.

Sergeant Dahl machte ein betroffenes Gesicht. »Sir, wenn der Wolf uns noch einmal entkommt… Ich glaube, dann hänge ich meinen Job an den Nagel, denn dann bin ich als Polizist nichts wert. Ich habe ihn doch getroffen. In die Brust. Er spuckte Blut. Das geweihte Silber muß ihm doch arg zu schaffen machen …«

»Wir müssen versuchen, ihn ohne die Blutspur aufzustöbern«, sagte Sam Taylor. »Weit kann er mit seiner Verletzung nicht gekommen sein. Ich bin sicher, er hat sich irgendwo verkrochen.«

Mit großem Eifer suchten sie die Bestie. Gespannt hielten sie ihre Dienstwaffen in der Hand, bereit, sofort zu schießen, wenn das Monster sich noch einmal zeigte.

Dahl versuchte sich zu erinnern, wo die Kugel in den Körper des Untiers eindrang, und er bildete sich ein, daß das geweihte Silber in der Nähe des Herzens stecken mußte.

Das konnte der Werwolf doch nicht überleben.

Zugegeben, wenn die Kugel im Herz des Scheusals gesteckt hätte, wäre es sofort aus mit ihm gewesen, aber auch so dürfte der Wolf – trotz Wolfsnacht – keine Überlebenschance haben.

»Inspektor!« stieß Dahl plötzlich aufgeregt hervor.

Er wies auf zwei Mülltonnen. Randvoll waren sie, und Müll lag auch um sie herum auf dem Gehsteig. Und dazwischen waren zwei Beine zu sehen!

Sam Taylor hob eine Hand. »Vorsicht!« sollte das heißen. Langsam schlichen sie näher an den Liegenden heran. Versuchte er sie zu täuschen? Sie paßten auf jeden Fall höllisch auf.

Ihr Finger lag auf dem Abzug, und sowie der Kerl aufgesprungen wäre und sie angegriffen hätte, hätten sie ihn zusammengeschossen, denn Schonung verdiente diese grausame Bestie, die schon so viele Menschen getötet hatte, nicht.

Aber die Gestalt regte sich nicht.

Sergeant Dahl griff nach einer der beiden Mülltonnen und schob sie mit einem raschen Ruck zur Seite. Ein überraschter Laut kam über seine Lippen, denn vor ihnen lag ein Mensch – kein Wolf.

Dennoch trauten sie dem Frieden noch nicht so ganz. »Sieht aus, als wäre Steve Hodiak an meiner Kugel doch noch zugrunde gegangen«, bemerkte John Dahl heiser. »Was meinen Sie, Inspektor?«

»Ja, sieht so aus«, sagte Sam Taylor.

Sie sahen beide das Loch in Hodiaks Brust, nahe dem Herzen. Er hatte das geweihte Silber nicht verkraftet. Selbst die Wolfsnacht konnte ihn nicht retten.

Irgendwo weinte ein Baby.

Taylor beugte sich über Steve Hodiak und stellte fest, daß der Mann seltsam zufrieden aussah, als wäre er froh, daß die Jagd endlich vorbei war.

»Er scheint nicht gern dieses Ungeheuer gewesen zu sein«, sagte Sergeant Dahl. »Wenn man ihn so ansieht, könnte man meinen, er wäre mit seinem Schicksal zufrieden. Die Bestie hat ihn verlassen. Wir haben ihn erlöst, Inspektor.«

»Vorausgesetzt, er ist wirklich tot«, sagte Taylor mißtrauisch. Er setzte dem Mann seine Waffe an die Stirn, um keine unliebsame Überraschung zu erleben, und dann vergewisserte er sich, ob Steve Hodiak wirklich tot war.

Er war es.

Die Jagd war zu Ende, das Gute hatte gesiegt. Aber es hatte lange gedauert, bis es soweit war, deshalb freute sich Inspektor Tayjor nicht überschwenglich. Er war nur erleichtert. Unendlich erleichtert.

***

Das halbe Monster war nicht allein!

Leif Stanwyck hatte eine junge Frau in seine Gewalt gebracht, eine Ärztin. Dr. Charlene Ford hieß sie, das verriet uns das Namensschild, das sie trug. Ihre Augen waren angstgeweitet. Sie glaubte keine Chance mehr zu haben.

Als Stanwyck uns erblickte, stoppte er jäh. Wir hörten die Frau schluchzen, und mein Herz krampfte sich zusammen, weil wir im Moment nicht in der Lage waren, ihr zu helfen.

Der halbe Werwolf stand hinter Dr. Ford, seine Krallen saßen an ihrer Kehle. Ein kurzer Ruck hätte genügt, und die Frau wäre nicht mehr zu retten gewesen.

Verdammt noch mal, da waren wir bewaffnet, waren zu dritt und konnten der Frau nicht beistehen.

Mist!

»Stanwyck!« rief ich. »Lassen Sie die Frau los und geben Sie auf!«

»Niemals!« schrie das Ungeheuer.

»Noch sind wir nicht Ihre Feinde, Stanwyck. Wir möchten Ihnen helfen.«

»Ich brauche keine Hilfe!« brüllte Stanwyck. »Ich fühle mich groß-

artig!« Er redete schon undeutlich. Als Wolf würde er überhaupt nicht mehr sprechen können.

»Sie haben keine Chance!« erklärte ich ihm. »Sie kommen hier nicht raus!« Ich dachte dabei an Roxane und Mr. Silver, die ihn über die Treppe nicht entkommen lassen würden.

Aber er hatte nicht die Absicht, mit seiner Geisel, diesem zitternden und schluchzenden Faustpfand, Hunderte von Stufen hinunterzurennen. Es war bequemer für ihn, den Fahrstuhl zu nehmen.

Knurrend forderte er uns auf, den Lift zu verlassen. Vicky Bonney und Vladek Rodensky rührten sich so lange nicht von der Stelle, bis ich den ersten Schritt machte. Dann folgten sie mir.

Mit einer Mordswut im Bauch trat ich aus dem Aufzug. Im Moment brauchte die junge Ärztin noch keine Angst zu haben. Leif Stanwyck war auf sie angewiesen. Solange sie sich in seiner Gewalt befand, konnte ihm niemand etwas anhaben. Aber später… Wenn er sich mit ihr in Sicherheit gebracht hatte, würde sie sterben müssen, denn Stanwyck ließ sie mit Sicherheit nicht mehr frei.

Wenn es eine Chance gegeben hätte, nur eine ganz kleine Chance, hätte ich sie genützt, denn es widerstrebte mir, Stanwyck mit seinem Opfer abziehen zu lassen.

Aber ich hatte keine andere Wahl, und ich hoffte, daß niemand auf die schreckliche Idee kam, den Mann anzugreifen, denn dann war Dr. Charlene Ford auf der Stelle tot.

Ich stand links vom Lift. Vicky Bonney befand sich hinter mir, und ich wußte, daß es in ihr ebenso kochte wie in mir. Vladek Rodensky hatte sich auf die andere Seite gestellt, und das war nicht schlecht.

Wenn der halbe Werwolf darauf hereinfiel, hatten wir ihn. Dr. Ford bot ihm nur nach einer Richtung hin Schutz. Stanwyck mußte also entweder Vladek Rodensky – was wahrscheinlicher war – oder Vicky und mir den Rücken zukehren.

Das war eine Möglichkeit, ihn anzugreifen!

Wer würde Leif Stanwyck bezwingen und die Ärztin aus ihrer mißlichen Lage befreien? Vladek Rodensky oder wir?

Niemand! Denn Leif Stanwyck durchschaute den Trick, erkannte die Falle. Er schrie Vladek an, er solle sich auf unsere Seite stellen, und sobald dies geschehen war, schob er Dr. Ford vor sich her auf den Fahrstuhl zu.

Er achtete dabei gewissenhaft darauf, daß sich die Frau immer zwischen ihm und uns befand. Wir hatten nicht die geringste Gelegenheit, ihn auszuschalten. Starr vor Wut und Grauen verfolgten wir die werdende Bestie mit den Augen. Er drückte auf den Erdgeschoßknopf. Die Tür schloß sich, der Lift setzte sich in Bewegung, und sofort löste sich die Starre aus unseren Gliedern.

Noch hatte Leif Stanwyck nicht gesiegt.

Es kam für uns nicht in Frage, das Handtuch zu werfen. Wir würden alles daransetzen, um das Leben der Ärztin zu retten und Leif Stanwyck unschädlich zu machen.

Ein junger Mann hetzte den Korridor entlang. »Ich bin Dr. Robert Rich!« keuchte er. »Stanwyck ist mein Patient… Ich fühle mich für ihn verantwortlich …«

Ich sagte ihm, daß er damit rechnen müsse, Stanwyck nicht wiederzusehen.

»Mein Gott, was haben Sie mit ihm vor? Wollen Sie ihn abknallen wie einen tollwütigen Hund?«

Ich gab Rich keine Antwort, dazu war jetzt keine Zeit. Wir mußten hinter Stanwyck her.

Eines stand fest. Wenn die Metamorphose weiter fortschritt, würde Leif Stanwyck bald viel schlimmer sein als hundert tollwütige Hunde, aber das schien Dr. Rich nicht zu verstehen. Er hatte keine Erfahrung mit Werwölfen. Woher auch?

Wir jagten die Treppe hinunter. Das Krankenhaus hatte sich in einen brodelnden Hexenkessel verwandelt. Was sich in der sechsten Etage ereignet hatte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Haus.

Die Menschen reagierten auf die schreckliche Sensation unterschiedlich. Die einen mit Neugier, die andern mit Angst oder mit Panik, Hysterie. Manche schlossen sich in die Toilette ein, andere verkrochen sich unter ihrem Bett. Es gab sogar welche, die in Krankenhauskleidung davonliefen.

An der Jagd versuchte sich zum Glück keiner zu beteiligen…

Oder doch! Einer schon: Dr. Rich. Er machte die Sache zu seiner persönlichen Angelegenheit. Weil Leif Stanwyck sein Patient war.

Als ob das ein triftiger Grund gewesen wäre, daß er sein Leben aufs Spiel setzte. Stanwyck würde nicht zögern, ihn zu zerfleischen, wenn er ihm zu nahe kam.

Was der Arzt für Stanwyck getan hatte, interessierte diesen nicht.

Der Mann stand unter bösem Einfluß. Dankbarkeit war von ihm nicht zu erwarten, doch mir fehlte die Zeit, dies dem jungen Doktor begreiflich zu machen.

In der vierten Etage stießen wir auf Roxane und Mr. Silver.

»Wo ist er?« wollte der ExDämon wissen.

»Mit dem Lift nach unten gefahren.«

»Aber im Aufzug wart doch ihr…«

»Er hat eine Geisel, mit der er uns unter Druck setzte.«

»Verdammt.«

Die Hexe aus dem Jenseits und der Hüne mit den Silberhaaren machten kehrt. Zu fünft jagten wir über die Stufen hinunter. Jeder wollte schneller sein als der andere.

Und hinter uns hörten wir Dr. Robert Rich keuchen. Wir beachteten ihn nicht weiter. Im Moment war er nicht gefährdet. Ich hoffte, daß sich daran nichts änderte.

Dritter Stock, zweiter, erster…

Ich blieb an einem Fenster unvermittelt stehen. Die anderen rannten weiter. Auch Dr. Rich stampfte an mir vorbei. Vielleicht dachte er, ich wäre am Ende meiner Kräfte und müßte deshalb eine kurze Verschnaufpause einlegen.

Doch mir ging es noch blendend.

Was die anderen nicht gesehen hatten, fiel mir auf: Leif Stanwyck zerrte die junge Ärztin auf einen Krankenwagen zu. Die Metamorphose war inzwischen weiter fortgeschritten. Stanwyck wurde einem Menschen immer unähnlicher, dafür aber einem Wolf immer ähnlicher.

Er zwang die Ärztin einzusteigen, kletterte ebenfalls in den Krankenwagen, die Scheinwerfer flammten auf, das Fahrzeug fuhr los.

Wenn Stanwyck den Kurs beibehielt, kam er an »meinem« Fenster vorbei.

Ich riß es auf und sprang auf die Fensterbank. Der Krankenwagen schoß heran. Ich rechnete mir den genauen Zeitpunkt aus, wann ich mich fallenlassen mußte und stieß mich im richtigen Moment ab.

Nach dem kurzen Fall landete ich auf dem Fahrzeugdach. Es riß mich um. Ich spreizte die Arme ab und suchte nach einer Möglichkeit, mich festzuhalten. Meine Finger schlossen sich um das Gestänge, an dem die Blinkleuchten befestigt waren.

Und dann ging's los – im Höllentempo.

Leif Stanwyck raste vom Hospital fort. Er mußte wissen, daß ich mich über ihm befand. Mein Aufprall war nicht zu überhören gewesen. Doch im Moment reagierte er nicht darauf.

Es war ihm wichtiger, etwaige Verfolger abzuhängen.

Der Fahrtwind nahm mir den Atem. Stanwyck fuhr mit Signal.

Damit fegte er die Straßen frei. Gott, war das eine verrückte Situation. Ein Werwolf raste durch die Stadt, und alle machten ihm Platz!

Ohne das Gestänge loszulassen, warf ich einen Blick zurück. Ich hoffte meinen weißen Peugeot zu sehen, doch meine Freunde schienen weit abgeschlagen zu sein.

Dafür aber hing Dr. Rich hinter uns. Er saß in einem kaffeebraunen Ford Sierra. Ich sah sein verbissenes Gesicht hinter der Windschutzscheibe. Er schien entschlossen zu sein, sich nicht abhängen zu lassen.

Wie er es geschafft hatte, mit seinem Wagen früher zu starten als meine Freunde, war mir ein Rätsel. Jedenfalls war es eine Tatsache, daß er weit vor Vicky Bonney, Roxane, Vladek Rodensky und Mr.

Silver lag.

Meine Güte, Rich ahnte nicht, was ihn am Ende dieser Fahrt erwartete. Womit wollte er das Monster bekämpfen? Mit bloßen Händen? Oder wollte er an Leif Stanwycks Gutmütigkeit, an dessen Dankbarkeit appellieren?

»Ich bin Ihr Arzt, Stanwyck! Sie müssen mir gehorchen! Ich will nur Ihr Bestes…!«

Quatsch!

Leif Stanwyck würde über ihn herfallen, sobald er sich zu nahe an ihn heranwagte, denn Stanwycks Seele wurde von Minute zu Minute schwärzer.

Vielleicht war der Mann jetzt schon an das Böse verloren, wenn nicht, dann fehlte bestimmt nicht mehr viel.

Plötzlich schien sich das Ungeheuer meiner zu besinnen. Der Krankenwagen schlitterte um die Ecke. Die Pneus pfiffen schrill, und mich riß die Fliehkraft beinahe vom Dach.

Das Monster riß das Lenkrad hin und her. Ich schwang mal nach links, mal nach rechts, doch meine Finger öffneten sich nicht.

Ich hatte im Augenblick keine Ahnung, wo ich mich befand. Es war nicht wichtig. Was zählte, war der Werwolf. Und natürlich auch das Leben der jungen Ärztin, die sich immer noch in seiner Gewalt befand.

Sie tat mir schrecklich leid; ich fühlte mit ihr. Was mußte sie in diesen furchtbaren Minuten nicht alles durchstehen.

Immer wieder änderte Leif Stanwyck die Fahrtrichtung. Als er um die nächste Ecke raste, glaubte ich erkennen zu können, daß Dr. Rich sich nicht mehr hinter uns befand.

Jetzt bin ich allein mit ihm! dachte ich.

Aber es machte mir nichts aus. Ich war davon überzeugt, daß ich ihn unschädlich machen konnte. Er war nicht der erste Werwolf, gegen den ich allein kämpfen mußte.

Das Handikap war nur Dr. Charlene Ford.

Ich hoffte, daß ihr der Himmel gnädig war und ihr eine Chance zur Flucht einräumte, damit ich auf niemanden Rücksicht zu nehmen brauchte, wenn ich die Bestie attackierte.

Irgendwann bremste Leif Stanwyck. Es riß mich nach vorn, doch ich stemmte mich kraftvoll ab und verhinderte so, daß ich wie ein Torpedo weiterraste und nach kurzem Flug auf der Straße landete.

Ich sah einen Garten, ein kleines Haus, einen Zaun davor, ein Tor, an dem ein Name stand.

Stanwycks Name!

Der Mann war zu Hause.

Unter mir kreischte Charlene Ford. Der Werwolf riß sie aus dem Krankenwagen. Mir fiel sofort auf, daß die Metamorphose abgeschlossen war. Aus Leif Stanwyck war ein gefährliches,

mordlüsternes Ungeheuer geworden.

Da er wußte, daß ich mich auf dem Fahrzeugdach befand, suchte er sofort wieder Schutz hinter der jungen Ärztin. Er schleppte die verzweifelte Frau in sein Haus.

Und ich konnte es nicht verhindern. Aber ich folgte dem Scheusal.

Es gibt nicht viele, die mich an Hartnäckigkeit übertreffen. Aufgeben kommt bei mir nur in ganz seltenen Fällen – nahezu nie – in Frage. Da muß eine Situation schon wirklich sehr aussichtslos sein, daß ich resigniere.

Ich erreichte die Tür. Sie war nicht geschlossen. Mein Tritt beförderte sie zur Seite. Ich sprang in die Diele, mit schußbereitem Revolver. Im Wohnzimmer schluchzte Dr. Ford.

Ich eilte auf die Tür zu, die in diesen Raum führte. Mir fiel auf, daß das Glas der Terrassentür kaputt war. Die Scherben lagen im Zimmer.

»Laß die Ärztin gehen!« sagte ich heiser. »Wir tragen die Sache allein aus! Nur wir beide!«

Das Scheusal schüttelte heftig den Schädel.

Der Wolf starrte auf meinen Colt Diamondback. Wußte er, daß die Waffe mit geweihten Silberkugeln geladen war?

»Nur wir beide!« sagte ich und legte den Colt auf eine Kommode.

»Ohne Waffen!«

Sie werden jetzt vielleicht denken, ich hätte den Verstand verloren, aber ich wußte, was ich tat. Leif Stanwyck hatte Respekt vor meinem Revolver. Solange ich ihn in der Hand hielt, würde er Dr. Ford nicht loslassen.

Dazu würde er sich – wenn ich Glück hatte und meine Rechnung aufging – erst entschließen, wenn er in mir eine leichte Beute sah.

Um die Versuchung für ihn zu vergrößern, machte ich einen Schritt zur Seite.

Ein zufriedenes Knurren war die Reaktion meines Gegners, in dessen Gewalt ich mich zum Schein begab. In Wirklichkeit aber war ich nicht so töricht.

Ich baute auf die drei geweihten Silbersterne, die sich in meiner Tasche befanden.

Man könnte sagen, ich spielte mit gezinkten Karten, aber durfte ein Höllenwesen Fairneß erwarten? Muß man gegen eine solche Bestie nicht alle Tricks ausspielen, die man kennt?

Ich spreizte die Hände ab. »Unbewaffnet«, sagte ich.

Die funkelnden Lichter der Bestie wieselten an mir rauf und runter. Unbewaffnet… Das mußte dem Wolf doch gefallen.

Als mir der Gedanke kam, Stanwyck könnte trotzdem zuerst die Ärztin und dann mich zu töten versuchen, merkte ich wie meine Kehle trocken wurde. Ich stand unter Hochspannung.

Wie würde sich das unberechenbare Scheusal entscheiden?

Er hob die Lefzen und bleckte die gefährlichen Raubtierzähne.

Nach wie vor saßen seine Krallen an Charlene Fords Hals. Ich sah rote Striemen und hoffte, daß diese Folter für die junge Frau bald zu Ende sein würde.

Plötzlich versetzte er ihr einen derben Stoß. Da sie nicht damit gerechnet hatte, schrie sie auf und stürzte.

Endlich, du Teufel! schrie es in mir. Jetzt habe ich dich, wie ich dich brauche!

Meine Hand zuckte in die Tasche, die Finger schlossen sich um einen Silberstern. Da vernahm ich ein Gebrüll, das mir das Blut in den Adern gerinnen ließ – und dann erblickte ich einen zweiten Werwolf. Vermutlich jenen, der Leif Stanwyck in der vergangenen Nacht so schwer verletzt hatte.

Jetzt saß ich in der Klemme!

***

Es passierte nach kurzer Fahrt. Mr. Silver steuerte den weißen Peugeot 504 TI seines Freundes Tony Ballard. Im Wagen saßen Vicky Bonney, Roxane und Vladek Rodensky, der immer wieder rief, Mr. Silver solle fahren wie die Feuerwehr, damit Stanwyck sie nicht abhänge.

Der ExDämon ließ sich auch tatsächlich dazu verleiten, schneller zu fahren, als er es verantworten konnte, und prompt wäre es beinahe zu einem Unfall gekommen, der nur dadurch ausblieb, weil der Hüne über ein überdurchschnittliches Reaktionsvermögen verfügte.

Wertvolle Zeit ging verloren, und als Mr. Silver die Fahrt fortsetzte, war vom Krankenwagen nichts mehr zu sehen.

Jetzt war guter Rat teuer. Wohin raste Leif Stanwyck mit der Ärztin und mit Tony Ballard auf dem Dach?

»Dr. Rich befindet sich noch hinter ihm«, sagte Vicky Bonney.

»Das beruhigt mich ungemein«, brummte der ExDämon. »Was kann Rich schon tun?«

»Er könnte am Ende der Fahrt die Polizei alarmieren, und mit ein bißchen Glück erfährt Tucker Peckinpah davon, der es uns dann umgehend mitteilen würde.«

Peckinpah war das Stichwort für das Telefon. Es schnarrte. Mr. Silver griff sich den Hörer und meldete sich. Am andern Ende war der Industrielle. Silver berichtete ihm im Telegrammstil, was sich im Hospital ereignet hatte.

»Tony bat mich, Informationen zu beschaffen«, sagte Peckinpah.

»Und?«

»1956 gab es in London einen schrecklichen Werwolfterror…«

»Werwölfe tauchen immer wieder auf«, sagte Mr. Silver.

»Jener Wolf von 1956 trieb es besonders wild«, berichtete Tucker

Peckinpah. »Sergeant Dahl und Inspektor Sam Taylor von Scotland Yard jagten ihn monatelang, ehe sie ihn zur Strecke bringen konnten. Dahl starb vor drei Jahren, aber Taylor lebt noch. Er ist heute siebzig…«

»Hören Sie, Mr. Peckinpah, das ist alles schön und gut, aber könnten Sie mir das nicht ein andermal erzählen? Ich habe den Werwolf aus den Augen verloren, weiß nicht, wohin ich fahren soll, und Sie kommen mir mit dieser alten Geschichte.«

»Ich habe Sam Taylor aufgesucht und mich mit ihm ausführlich unterhalten«, fuhr Tucker Peckinpah unbeirrt fort.

Mr. Silver seufzte.

»Haben Sie schon mal den Begriff Wolfsnacht gehört?« fragte der Industrielle.

»Natürlich. Es ist die Nacht, in der Werwölfe über sich hinauswachsen. Sie können dann Dinge tun, die ihnen in gewöhnlichen Nächten unmöglich sind. Es gibt alle 27 Jahre so eine Nacht.«

»Richtig, und gestern war es wieder soweit«, sagte Peckinpah.

»Ich erkenne immer noch keinen Zusammenhang…«, sagte Mr. Silver. Er fuhr einfach geradeaus weiter, aber nicht mehr so schnell.

»Der Zusammenhang kommt noch«, sagte der Industrielle eifrig.

»Es war eine Wolfsnacht, in der Sergeant Dahl den Werwolf Steve Hodiak tödlich verwundete.«

»Doch nicht mit einer gewöhnlichen Kugel.«

»Der Inspektor besorgte für sich und für den Sergeant privat geweihte Silberkugeln. Sie lauerten Hodiak in dessen Wohnung auf, und Dahl setzte ihm ein Silbergeschoß in die Brust. Dem Monster gelang es noch, zu fliehen, aber es kam nicht mehr weit. Als Taylor und Dahl den Mann zwischen Mülltonnen fanden, war er wieder Mensch. Und er war tot. Gestorben an geweihtem Silber.«

»Bis hierher blicke ich durch, Mr. Peckinpah, aber…«

»Lassen Sie mich fortfahren, Mr. Silver«, bat der Industrielle. »Steve Hodiak, die Bestie, starb vor 27 Jahren in einer finsteren Gasse zwischen schäbigen Mülltonnen. Er verlor sein Leben in einer Wolfsnacht…«

»Das ist mir alles klar, doch…«

»Der Werwolf hauchte seine Seele vor einem Haus aus, in dem ein wenige Wochen altes Baby lebte.«

»Ach du Schreck!« entfuhr es Mr. Silver.

»Wissen Sie schon, worauf ich hinaus will?« fragte der Industrielle.

»Seelenwanderung!«

»Richtig. Sergeant Dahl und Inspektor Taylor glaubten damals, die Bestie zur Strecke gebracht zu haben. Sie mußten das denken, denn vor ihnen lag Steve Hodiaks Leiche, und die grauenvolle Mordserie

hatte ein Ende.«

»In Wirklichkeit aber nistete sich die schwarze Wolfsseele in diesem Kind ein«, sagte Mr. Silver.

»Und versteckte sich darin 27 Jahre«, sagte Tucker Peckinpah.

»Und gestern, in der nächsten Wolfsnacht, brach das Ungeheuer aus jenem Menschen hervor.«

»Mir fehlt immer noch der Zusammenhang…«

»Wenn Sie mich nicht fortwährend unterbrechen würden, wüßten Sie ihn längst«, sagte Tucker Peckinpah.

»Dieses Haus, vor dem Steve Hodiak starb… Wer wohnte darin?«

fragte der ExDämon aufgeregt.

»Eine Familie namens Rich. Vater, Mutter und das Baby…«

»Ein Junge!« schrie Mr. Silver. »Robert!«

»Ja. Er ist der Wolf, der Leif Stanwyck gestern nacht überfiel. Er wohnt in Stanwycks unmittelbarer Nachbarschaft, und er hatte in der Wolfsnacht frei! Ich habe mich im Hospital erkundigt.«

»Himmel, und nun ist er hinter dem Krankenwagen her, auf dessen Dach Tony Ballard liegt! Er ist nicht Stanwycks Feind, sondern sein Verbündeter! Tonys Todfeind ist er!«

»Wo haben Sie den Krankenwagen aus den Augen verloren?«

wollte Tucker Peckinpah wissen.

Der ExDämon sagte es.

»Dann fährt Leif Stanwyck mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nach Hause.«

»Wie lautet die Adresse?« fragte der Hüne wie aus der Pistole geschossen.

Der Industrielle nannte sie.

»Danke«, brüllte Mr. Silver in die Sprechmuschel. »Sie waren uns wieder mal eine riesengroße Hilfe!«

Er schob den Hörer in die Halterung und gab Gas. Jetzt wußte er, wohin er fahren mußte.

***

Zwei Werwölfe!

Mit dieser Überraschung hatte ich nicht gerechnet. Da stand ich nun, hatte meinen Colt Diamondback weggelegt und mich damit selbst ausgetrickst. Clever, verdammt clever, Tony Ballard, das muß ich schon sagen! dachte ich zornig. Aber woher hatte ich wissen können, daß sich ein zweiter Wolf in das Geschehen einschalten würde?

Meine Kopfhaut spannte sich, als ich Dr. Ford auf dem Boden liegen sah. Sie war am Ende. Was sie erlebt hatte, überstieg ihre physischen und psychischen Kräfte.

Sie weinte nur noch haltlos und rechnete damit, daß sie dieses Haus nicht lebend verlassen würde.

Doch solange ich noch imstande war, einen Atemzug zu tun, sollte dieser Frau nichts geschehen!

Irgendwie mußte ich mit beiden Bestien fertigwerden. Stanwyck hatte es geschafft, meine Freunde abzuhängen, und so war ich wieder einmal auf mich allein gestellt.

Das bietet dir Gelegenheit, zu beweisen, daß du auch ohne Hilfe zurechtkommst! sagte ich mir sarkastisch. Für Sekunden war die Situation eingefroren. Mir kroch die Kälte spürbar in die Glieder und wollte mich lähmen, doch ich kämpfte dagegen an und trieb sie aus meinem Körper.

»Dr. Ford!« sagte ich eindringlich. »Dr. Ford!«

Die Ärztin schien mich nicht zu hören. Wie ein Häufchen Elend lag sie auf dem Teppich und hatte mit ihrem Leben abgeschlossen.

Aber es war noch nicht vorbei.

Himmel, warum begriff sie das denn nicht? Sie hatte noch eine Chance, aber es war wichtig, daß sie sie sofort nützte, denn viel Zeit würden die Wölfe nicht mehr verstreichen lassen.

»Dr. Ford!« sagte ich lauter, fast in scharfem Befehlston.

Das drang zu ihrem Bewußtsein durch. Ein Ruck ging durch ihren Körper; sie hob den Kopf und blickte mich durch einen dichten Tränenschleier an.

»Stehen Sie auf, Dr. Ford!«

Sie gehorchte, und die Werwölfe ließen es erstaunlicherweise zu.

»Kommen Sie zu mir!« verlangte ich.

Steif, mit marionettenhaften Bewegungen, kam Charlene Ford auf mich zu. Als sie mich erreichte, griffen Leif Stanwyck und der andere Werwolf an. Ich packte die Frau und riß sie hinter mich.

»Los, raus! Fliehen Sie! Schnell!« schrie ich und schleuderte den ersten Wurfstern.

Das Silberding raste auf Stanwycks Schädel zu, doch in Gedankenschnelle duckte sich die Bestie, und der Stern fegte knapp über ihn hinweg, durchquerte den Raum und blieb in einem dunkel gebeizten Bilderrahmen stecken.

Ich vernahm Dr. Fords Schritte. Endlich lief sie und brachte sich damit in Sicherheit. Knurrend und hechelnd stürzten sich die Werwölfe auf mich. Ihre Prankenhiebe trafen mich nicht, denn ich schnellte immer wieder blitzartig zurück.

Dadurch entfernte ich mich aber mehr und mehr von meinem Colt.

Ohne zu überlegen, packte ich einen Stuhl und schwang ihn hoch.

Der Wolf, der mich als erster attackierte, sollte den Stuhl auf den verdammten Schädel kriegen.

Es war wieder Stanwyck, der mich erwischen wollte. Ich schlug zu, legte meine ganze Kraft in den Schlag. Der Werwolf stolperte und fiel auf die Knie. Sofort war der andere da.

Ihn rammte ich mit dem Stuhl zurück. Das reizte ihn. Er stieß einen markerschütternden Laut aus und hieb mir den Stuhl mit ungeheurer Kraft aus den Händen.

Ich fintierte und unternahm einen gewagten Versuch, mir meinen Colt zu holen. Damit hätte ich mich beinahe schlimm in die Nesseln gesetzt, denn der Werwolf fiel auf meinen Trick nicht herein.

Ich kassierte einen Treffer, der so schmerzhaft war, daß er mir einen Schrei von den Lippen riß. Die Wucht des Schlages warf mich weit zurück. Ich blieb mit den Hacken am Teppichrand hängen und knallte auf den Boden. Als Leif Stanwyck das sah, brüllte er triumphierend auf.

Er schnellte hoch und warf sich auf mich.

Ich rollte zur Seite, wälzte mich zwei, dreimal von ihm weg, sprang auf und warf den zweiten Silberstern. Und diesmal erwischte ihn das blitzende Geschoß.

Stanwyck bekam einen Anfall. Er wirbelte heulend mehrmals um die eigene Achse, versuchte sich den Stern herauszureißen, konnte ihn aber nicht berühren.

Als der andere Werwolf sah, wie arg es Stanwyck erwischt hatte, wurde er wesentlich vorsichtiger. Ein Wurfstern stand mir noch zur Verfügung. Wen sollte er treffen?

Auch Stanwyck? Oder den anderen Wolf?

Ich entschied mich für Leif Stanwyck, wollte keine halben Sachen machen. Sobald ich ihn erledigt hatte, hatte ich es nur noch mit einem Gegner zu tun. Das verdoppelte meine Chancen.

Stanwyck blieb schwer keuchend stehen. Schwarzes Blut floß aus der Schulterwunde.

Diesmal zielte ich genau.

Der Stern sauste auf ihn zu und traf seinen Hals. Er bäumte sich auf, sein Maul öffnete sich, er warf die Pranken hoch, fiel gegen die Wand und brach schaurig röchelnd zusammen.

Zitternd und zuckend verendete die Bestie, und mit dem Tod des Monsters nahm Leif Stanwyck wieder menschliches Aussehen an.

Still und reglos lag er auf dem Boden… Erlöst.

Doch die Schlacht war noch nicht gewonnen. Es gab noch den andern Werwolf, und der war unverletzt. Als ihm auffiel, daß mir kein weiterer Wurfstern zur Verfügung stand, hetzte er auf mich zu.

Rache wollte er nehmen für den Tod seines höllischen Artgenossen. Ich warf mich zur Seite, eis das Scheusal sprang. Mit wenigen Schritten erreichte ich das Bild, in dessen Rahmen der Stern steckte, den ich als ersten geworfen hatte.

Hastig riß ich ihn aus dem Holz, und als der Wolf mich erneut attackierte, raste ihm das geweihte Silberding entgegen. Er hatte gesehen, wie gefährlich diese Sterne waren und wollte sich kraftvoll

aus der Flugbahn katapultieren. Fast wäre es ihm geglückt.

Aber nur fast!

Der silberne Wurfstern riß ihm die behaarte Brust auf. Dämonenblut spritzte.

Das Untier riß, fallend, einen Tisch um, knurrte und heulte und schlug mit den mächtigen Pranken um sich. Tödlich getroffen war die Bestie noch nicht. Der Wurfstern trudelte und schlitterte gleich darauf über den Boden und unter einen Schrank.

Ich mußte ihn vorläufig vergessen, konnte ihn mir nicht noch einmal wiederholen, das würde der verletzte Werwolf nicht zulassen.

Aus Erfahrung wußte ich, daß die angeschlagenen Gegner oft am gefährlichsten sind, denn sie setzen häufig alles auf eine Karte. Alles oder nichts… Auch dieser Gegner fällte eine solche Entscheidung.

Er kämpfte sich fauchend hoch.

Ich hetzte durch das Wohnzimmer. Nicht, um zu fliehen, sondern um mir meinen Colt Diamondback zu holen. Zwei Schritte noch. Einer… Der Werwolf wollte schneller sein.

Meine Finger krallten sich um den Kolben der Waffe. Ich kreiselte herum. »Tony!« rief jemand.

Ein Mädchen.

Vicky Bonney!

Und dann flitzte etwas Silbernes durch den Raum. Der Stern traf den Rücken des Wolfs. Die Bestie blieb abrupt stehen, bog das Kreuz durch und schlug mit den Pranken nach der Stelle, wo sie Vickys Stern getroffen hatte.

Jetzt hatte ich es nicht mehr schwer, ihm den Rest zu geben. Ich hatte Zeit, genau zu zielen und abzudrücken. Die Kugel, aus knapper Distanz abgefeuert, riß das Monster von den Beinen. Ich spürte einen Kloß in meinem Hals. Es wäre mit lieber gewesen, wenn es eine andere Lösung gegeben hätte.

Doch Werwölfe kann man nicht retten.

Man kann sie nur töten!

Das Scheusal streckte sich vor meinen Füßen, und ich war gespannt, zu sehen, wer nach der Rückverwandlung vor mir lag. Zuerst schrumpften die gefährlichen Krallen. Dann wurden die Pfoten kleiner, nahmen die Form menschlicher Hände an. Das dichte Fell fiel von der Haut und löste sich auf. Die gesamte Gestalt schien ein wenig kleiner zu werden, auch schlanker. Die Wolfsschnauze bildete sich zurück, aus dem Raubtiergebiß wurden Menschenzähne, und mehr und mehr erkannte ich das Gesicht eines jungen Mannes.

»Dr. Robert Rich«, entfuhr es mir überrascht, als das Monster restlos verschwunden war. »Deshalb raste er hinter Leif Stanwyck her. Er wollte ihn nicht bekämpfen, sondern ihm beistehen.«

»Du merkst aber auch alles«, sagte hinter mir Mr. Silver.

»Jetzt kommt man?« fragte ich ihn rügend. »Ich hatte hier alle Hände voll zu tun, während du seelenruhig durch die Stadt bummelst und mich die Arbeit allein machen läßt. Du solltest dir einen Job als Chauffeur für Sightseeing-Tours suchen.«

Der ExDämon grinste. »Was regst du dich auf? Du hast die Sache doch meisterhaft hingekriegt. Ich wollte dir Gelegenheit geben, dir mal wieder selbst zu beweisen, was für ein toller Bursche du bist.«

Wir nahmen einander oft auf die Schippe. Es war niemals böse gemeint. Vielleicht hatte es manchmal den Anschein, als würde ich den ExDämon wie einen Schwachkopf behandeln, aber es geschah niemals mit der Absicht, ihn zu verletzen. Dazu schätzte ich ihn viel zu sehr. Selbst wenn ich ihn noch so sehr heruntermachte, in Wahrheit wußten wir beide, was er wirklich wert war.

Ich sammelte die Wurfsterne ein und gab meiner Freundin den zurück, mit dem sie Robert Rich ausgeschaltet hatte. »Großartiger Wurf«, lobte ich.

»Diese Sterne liegen wunderbar in der Hand«, sagte Vicky Bonney.

»Man braucht nur das Handgelenk vorschnellen zu lassen, alles andere erledigen die Sterne dann ganz von selbst«, sagte ich lächelnd, und dann erfuhr ich, was Tucker Peckinpah in Erfahrung gebracht hatte.

»Ein Glück, daß es die nächste Wolfsnacht erst wieder in siebenundzwanzig Jahren gibt«, sagte ich.

»Also im Jahre 2010«, bemerkte der ExDämon.

»Sieh einer an, rechnen hat der Bengel auch gelernt.« Es wäre jetzt unsere Pflicht gewesen, die Polizei zu verständigen. Es ging aber auch anders. Ich blickte mich kurz um, entdeckte das Telefon und begab mich zum Apparat. Flink wählte ich Tucker Peckinpahs Nummer. Erst dann fiel mir auf, daß die Leitung tot war.

Okay, dann wollte ich den Industriellen über mein Autotelefon informieren.

Als wir Leif Stanwycks Haus verließen, sah ich Charlene Ford. Die junge Ärztin lehnte am Gartenzaun und erholte sich langsam von dem Schock.

»Danke, Mister…«, hauchte sie.

»Ballard. Tony Ballard.«

»Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Gern geschehen. Sollte ich mal einen Blinddarm rauszunehmen haben, können Sie sich revanchieren. Wohin wollen Sie? Zurück ins Krankenhaus? Oder nach Hause?«

»Krankenhaus…«

»Sind Sie sicher?«

»Mein Dienst endet erst um sechs Uhr früh.«

»Ich bin sicher, Dr. Bolan hätte Verständnis dafür, wenn Sie…«

»Ich möchte zurück ins Hospital, Mr. Ballard. Dort werde ich gebraucht. Zu Hause käme ich mir unnütz vor. Und vergessen kann ich all die Schrecken auch besser, wenn die Arbeit mich ablenkt.«

»Das sind Argumente, die ich gelten lasse«, sagte ich.

»Darf ich Sie in Dr. Richs Wagen zurückfahren, Dr. Ford?« fragte Mr. Silver.

»Seit wann bist du denn Kavalier?« stichelte ich.

»Immer schon gewesen. Was man dir mühsam anzuerziehen versucht hat, ist mir angeboren. Frag Roxane.«

Wir trennten uns. Mr. Silver stieg mit der Ärztin in Dr. Richs Wagen und fuhr los. Ich schwang mich hinter das Steuer meines Peugeot und rief sofort Tucker Peckinpah an, damit er in die Wege leiten konnte, was jetzt noch zu geschehen hatte.

Zu Hause duschte ich mir den Schweiß, den der Einsatz gefordert hatte, ausgiebig von der Haut. Als ich im Schlafanzug wenig später aus dem Badezimmer kam, traf Mr. Silver ein.

Ich nahm mir zur Feier des Tages noch einen Pernod. Der ExDämon grinste mich an. »Bei so einer Ärztin tut es mir fast leid, daß ich kein Mensch bin und somit keine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen brauche.«

»Pst!« sagte ich. »Laß das ja nicht Roxane hören, sonst zerkratzt sie dir das Gesicht.«

»War ja nur ein Scherz«, erwiderte der Hüne. »In Wirklichkeit liebe ich Roxane viel zu sehr, als daß mich eine andere Frau interessieren könnte.«

Ich wußte, daß er die Wahrheit sagte. »Wirst du mit Roxane wieder mit der Suche nach deinem Sohn beginnen?«

»Kann sein, ich weiß es noch nicht. Ach, Tony, es gäbe so vieles zu tun. Mago hat mir das Höllenschwert gestohlen. Ich möchte es wiederhaben, und wenn ich es wieder besitze, wäre es wichtig, Loxagons Grab zu finden, denn nur wer dieses Grab findet, erfährt den Namen der Waffe… Lance Selby … Fystanat … Lauter ungelöste Probleme …«

»Wir werden sie alle lösen«, sagte ich optimistisch.

»Wann?«

»Du darfst nicht ungeduldig sein, mein Freund.«

Vladek Rodensky hatte morgen einen schweren Tag, deshalb hatte er sieh zurückgezogen. Roxane wartete im Bett auf Mr. Silver, und Vicky erwartete mich. Ich leerte mein Glas, wünschte dem ExDämon eine gute Nacht und begab mich dann zu meiner Freundin.

Wie goldener Honig, der aus einem Gefäß fließt, ergoß sich ihr Haar über das Kissen. Ich legte mich neben sie und löschte das Licht. In der Dunkelheit fanden sich unsere Hände.

»Weißt du, wozu ich Lust hätte, Tony?« sagte sie leise.

»Wozu?«
»Ich würde mit dir gern verreisen.«
»Wohin?«
»Irgendwohin, wo es schön ist, wo wir allein sind, wo es keine Werwölfe und andere schwarze Wesen gibt.«
»Einen solchen Ort gibt es auf der ganzen Welt nicht«, sagte ich, obwohl ich wußte, daß ich meiner Freundin damit die Illusion raubte. »Die schwarze Macht kann überall zuschlagen – und sie tut es auch.«
»Ich weiß«, seufzte Vicky. »Aber laß mich wenigstens davon träumen.«
Ich wandte mich ihr zu und küßte sie sanft. Meine Hände liebkosten sie zärtlich, und ich hörte, wie ihr Atem schneller ging. Wir blieben in dieser Nacht in London, verreisten nicht, waren aber dennoch sehr weit weg.
Wir legten eine Entfernung zurück, die nur Liebende überwinden können und tauchten tief hinein in das weiche, warme, wohltuende Rosa einer Dimension, die man den siebten Himmel nennt…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 23 »Die Vampir-Klinik«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 22 »Der Sarg der tausend Tode«
[4]Siehe Tony Ballard Nr. 37 »Die Kamikaze-Monster«
[5]Siehe Tony Ballard Nr. 12 »Der Silbermann«
[6]Siehe Tony Ballard Nr. 16 »Der Satanswolf«